

Im Morgensonnenschein.



Erinnerungen aus frohen Kindertagen.

für Kinder und Kinderfreunde

von

Tante Alice

(Verfasserin von „Kleine Schelme“).

Mit 35 Federzeichnungen von Anna v. Wahl.

Motto:

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schüt'te mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Väter,
Die lang ich vergessen geglaubt?

Chamisso.



Dorpat.

Verlag von C. F. Narow.

1887.

Im Morgensonnenschein.

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu

195956

Erinnerungen aus frohen Kindertagen.

Für Kinder und Kinderfreunde

von

Tante Alice

(Verfasserin von „Kleine Schelme“).

Mit 35 Federzeichnungen von Anna von Wahl.

Motto:

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schütt'le mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Vögel,
Die lang ich vergessen geglaubt?

Shamisso.

Dorpat.

Verlag von E. J. Karow.

1887.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
1. Capitel. Wie Ma stricken lernte	1
2. " Auf dem Jahrmarkt	8
3. " Die Reise im Planwagen	13
4. " Ländliche Sommerfreuden	22
5. " Sonnige Tage und Regentage	28
6. " Lustgestalten	37
7. " Ein Ausflug ins Märchenland	41
8. " Noch eine Enttäuschung	47
9. " Freie Erfindungen	54
10. " Erster Unterricht	61
11. " Angewandte Schulweisheit	67
12. " Krankheit und Genesung	73
13. " Lieblingsthier	77
14. " Oben bei der Großmama	85
15. " Raubzüge und Entdeckungsfreisen	93
16. " Am Strande	100
17. " Der erste Ball	118

Meiner Mutter.





1. Capitel.

Wie Illa stricken lernte.

war einmal ein wildes, kleines Mädchen, das liebte viel mehr, sich mit seinem Bruder in Hof und Garten zu tummeln, als still zu sitzen oder mit Puppen zu spielen. Am liebsten wäre es selbst ein Junge gewesen, aber das ging leider nicht an.

In der Taufe hatte man ihm den Namen Mathilde gegeben, aber kein Mensch nannte es so, denn der Bruder Carl hatte aus Mathilde Illa gemacht, und dabei war es geblieben.

Nun hatten die Kinder eine Großmutter, und die sagte eines Tages zu der kleinen Illa:

„Du bist jetzt eine große Marielle von fünf Jahren und verstehst noch gar nichts, da ist es hohe Zeit, daß Du wenigstens stricken lernst.“

Die Großmama richtete also ein Strickzeug ein von rosafarbener Wolle und gab sich alle Mühe, Illachen zu zeigen, wie sie den Faden und die Nadeln halten und wie sie die Maschen bilden müsse. Es wollte aber gar nicht gehen. Die Maschen saßen so fest auf den Nadeln wie angeklebt, und dann fielen sie wieder herunter, man wußte nicht wie. Illa war aber auch gar zu unruhig, zappelte mit den Füßen und ließ ihre Augen rechts und links umherspazieren, nach der grauen

Katze am Ofen und durch das Fenster auf die Straße, und das Bünglein ging dabei auch viel rascher als die Stricknadeln:

„Großmama, sieh, wer geht da?“

Die Großmutter blickte hinaus: „Das ist ja der Onkel Stephan, kennst Du denn den nicht?“

„Ach, den mein' ich ja nicht, ich meine den Andern, den ohne Hut mit dem Schwanz, war das Caro oder Tyras?“

„Na, das ist doch zu viel von mir verlangt, daß ich alle Hunde auf der Straße mit Namen kennen soll,“ sagte die Großmutter und empfahl der Kleinen, lieber auf ihre Maschen als auf die Hunde Acht zu geben. Aber nach zwei Minuten ließ Illa wieder die Arbeit sinken und fragte von neuem:

„Großmama, woraus ist die Dose da gemacht?“ „Aus Horn.“

„Wo kriegt man Horn her?“ „Von den Kühen, Du hast doch gesehen, daß die Kühe große, spitze Hörner haben.“

„Ja, aber die Pferde haben auch Horn.“ „Die Pferde? Unsinn!“

„Ja doch, Carl sagt, die Hufe der Pferde sind von Horn, aber wahrscheinlich hat der liebe Gott die Pferde gemacht, als die Kühe schon todt waren, und hat das Horn von den Kühen genommen.“

Und so ging es fort ohne Ende, und jede Frage brachte die Arbeit zum Stillstand. Endlich nach langer Mühe und Noth hatte das kleine Mädchen das Kunststück begriffen und konnte Masche um Masche abheben und ausstricken, aber wenn die Nadel zu Ende war und Illa das Strickzeug wenden und zurückstricken sollte, dann gerieth sie jedes Mal in große Verlegenheit und Sorge. Die Großmutter verlangte, es solle sich am Anfang und am Ende eine gleichmäßige Kette von hübschen Maschen bilden, und wenn Illa abhob, gab es immer Knoten und die Kette war unterbrochen.

So saß das Kind eines Tages wieder oben bei der Großmama in ihrer freundlichen Stube, eine Treppe hoch über der Wohnung der Eltern, und lernte stricken. Die Großmutter hatte eben die erste Masche einer Reihe abgehoben, da fiel ihr etwas ein, das sie Illas Mama zu sagen hatte, und sie ging rasch hinunter.

„Bis Du mit der Nadel fertig bist, bin ich wieder hier,“ sagte sie dabei.

Aber die Unterredung unten dauerte doch länger, als sie gedacht hatte, das Kind hatte die Reihe zu Ende gestrickt und wartete. Es blickte auf die Straße hinab, aber da war nichts zu sehen, nicht einmal

die kleinen Judenjungen aus dem altersschiefen Hause gegenüber ließen sich blicken. Auch die Kage war nicht da, und der Nähtisch, an dem die Kleine saß, war abgeschlossen, man konnte also auch nicht einmal da herum framen und die schön geordneten Röllchen und Knöpfe und Fingerringe durcheinander werfen. Es war zu langweilig! Illa nahm das fortgelegte Strickzeug wieder zur Hand.

„Ich will es doch versuchen, selbst die erste Masche abzuheben, so wie Großmama es macht, vielleicht kommt es einmal aus.“

Und es kam aus, es war richtig, endlich wußte das kleine Mädchen, wie man es machen mußte. Heiß schoß ihm das Blut in den Kopf, fort flog das Strickzeug, und Illa sprang vom Stuhl herab, um sich ihres Triumphs besser freuen zu können. Es war doch herrlich, daß sie nun so klug war wie die Großmama! Es prickelte ihr in allen Gliedern vor Wonne, sie konnte sich nicht lassen und mußte ihre Freude durch irgend eine That zum Ausdruck bringen. Schnell faßte sie ihre Röllchen zusammen und — — schlug einen Purzelbaum — und noch einen — und noch einen! Es war entschieden ein glücklich gewähltes Mittel, dem innern Jubel Luft zu schaffen, es half wunderbar.

Da stand plötzlich die Großmutter in der Thür und sah, starr vor Staunen, auf ihre Enkelin. Sie wollte ihren Augen nicht trauen und schob die Brille auf die Stirn hinauf und rückte sie dann wieder auf die Nase hinunter, bis sie sich davon überzeugt, daß sie recht gesehen hatte.

„Aber Kind, bist Du rein übergeschnappt! Stößt Dich der Bock, oder hast Du Bilsen*) gegessen? Was giebst Du an?“

Illä sprang auf ihre Füße, strich sich das wirre Haar aus der Stirn, stürzte der Großmama um den Hals und küßte sie ein Mal über das andere.

„Großing, Großing, ich hab es los!“

„Gott steh mir bei, Dir rappelt es, was hast Du los?“

„Ich kann abheben!“ rief das Kind triumphirend, zog die Großmutter zum Nähtischchen und wies ihr mit verklärtem Angesicht das rosawollene Strickzeug vor.

„Na, endlich, Du bist also doch nicht ganz vernagelt,“ sagte die Großmutter und streichelte liebevoll die glühende Wange der Kleinen. „Nun sollst Du auch etwas dafür haben, zur Erinnerung daran zu verwahren.“

*) Tollkraut.

Und die alte Frau ging an ihren dunkelgebohrnten vieltürigen Schrank, der im Gegensatz zu allen andern Schränken im Hause nur der „Schaff“^{*)} genannt wurde und den Kindern stets wie ein Stück aus dem Märchenlande vorkam, in welches einen Blick zu thun Glückseligkeit gewährte. Was für Herrlichkeiten barg der Schaff aber auch in seinen vielen Fächern, und wie eigenthümlich süß duftete es, wenn man ihn aufschloß! Hörten die Kinder nur das Schlüsselbund der Großmutter an seiner oberen Thür rasseln, so tanzten vor ihren Augen die allerschönsten Beckereien: Honig und Aepfel und Chocolate und große Thorner Pfefferkuchen mit Mandeln und Pomeranzenschalen darauf. Unendlich viele Freuden und Trost für alles Leid barg der Schaff. Einmal da sollte die Großmama verreisen, und die Kinder waren traurig darüber. Carl hing sich an ihren Hals und rief stürmisch: „Ich laß Dich nicht, ich laß Dich nicht.“ Die Großmutter aber erklärte endlich entschieden, es müsse sein, er solle sich nun zufrieden geben. Da seufzte Illa tief auf und sagte still ergeben:

„Fahr, fahr, aber laß nur den Schlüssel zum Schaff zu Hause.“

An diesen wundervollen alten Schrank also ging jetzt die Großmama und zog aus demselben ein weißes Pappkästchen hervor, öffnete es und stellte es vor ihr Großtöchterchen hin. Nichts als weiche, weiße Watte war zu sehen. Vorsichtig hob das Kind die Watte zur Seite und schlug dann in hellem Entzücken die Hände zusammen. Zwei reizende Zuckerpuppen lagen darin, d. h. von Zucker waren bloß die Gesichter, alles Uebrige war von feinsten brauner Chocolate aufzierlichste gemacht. Die Püppchen stellten einen Bauern und eine Bäuerin in Tyrolertracht dar mit runden Hüten auf den Köpfen und Tragkörben auf den Rücken.

„So,“ sagte die Großmama, „die Frau gehört Dir, und den Mann giebst Du Carl, aber Ihr sollt sie nicht gleich verschnabeliren, dazu sind sie wirklich zu schade. Die kommen in Eure Confectsammlung, dann könnt Ihr mit ihnen Theater spielen nach Herzenslust.“

Illa dankte der guten Großmama tausendmal und flog dann die Treppe hinunter, um den Bruder zu suchen und die reizenden Puppen erst der Mama, der Wärterin, der Köchin und dem Diener zu zeigen, ehe sie sie in die Confectsammlung legte.

Diese Sammlung befand sich in ein paar flachen Pappschachteln und bestand schon seit einiger Zeit. Alles was sich an bunten Figuren,

^{*)} Plattdeutsch.

Thieren, Blumen, Engeln u. s. w. im Weihnachtsconfect oder an großen Conditorkuchen je vorfand, das wurde von den Kindern als ihr Eigenthum beansprucht, und da es meist wohl lieblich anzusehen, aber nicht zu essen war, wurde es auch wirklich nicht verspeist sondern „gesammelt“. In letzter Zeit war man auf den Gedanken verfallen, diesen todten Schatz zu einem Spiel zu verwenden. Man stellte vermittlest einiger Bauklöße eine Bühne her, benutzte die Blumen als Decoration und ließ die Hunde, Vögel, Wickelfinder und Engel ein Feenmärchen aufführen. An Menschen war großer Mangel in der Sammlung, und ein italienischer Fischerknabe, Masaniello genannt, der Illas kleiner Cousine Hella gehörte, mußte manchmal geborgt werden, wenn das aufzuführende Stück durchaus nicht ohne einen Menschen wenigstens ausgedacht werden konnte.

Die Chocoladepuppen stellten aber den Masaniello vollständig in den Schatten, sie waren tausendmal schöner als er, denn sie waren rund und konnten sich daher auch mit Anstand von hinten zeigen, während jener nur eine hübsche Vorderseite besaß und von der Rückseite nichts als eine glatte weiße Zuckersfläche aufzuweisen hatte.

Eine Zeit lang spielten also die neuen Puppen die erste Rolle beim Confecttheater und legten dabei eine außerordentliche Vielseitigkeit an den Tag. Heute waren sie König und Königin, morgen ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen, übermorgen Papa und Mama, alles immer mit dem Tragkorb auf dem Rücken, an welchem Niemand Anstoß nahm.

Eines schönen Tages aber geschah ein Unglück. Als Illa nach einer großen Galavorstellung die Schauspieler wieder in Ruhestand versetzen wollte, glitt ihr das Fräulein aus der Hand und schlug sich beim Fallen ein Stückchen vom Rande des runden Hutes ab. Es war nur ein kleines Stückchen, man bemerkte es kaum, aber ankleben ließ es sich nicht. Wäre es von Zucker gewesen, so hätte man die Bruchflächen am Licht heiß machen und zusammenschmelzen können, aber Chocolate ließ sich nicht so behandeln, das abgebrochene Stückchen war also zu nichts nütze, und mit gutem Gewissen steckte Illa es in den Mund und aß es auf.

Es schmeckte herrlich, so schöne Chocolate glaubte das Kind noch nie gegessen zu haben. Schade, daß nicht mehr abgebrochen war! Der Hut sah übrigens jetzt gar nicht mehr hübsch rund aus; wenn der Rand rundum schmaler wäre, würde man viel weniger bemerken, daß er Schaden genommen hatte.

„Ich glaube, es wäre besser, ich beiß' ihm von allen Seiten so viel ab, wie hier abgebrochen ist,“ dachte Illa laut und biß auch schon mit scharfen Zähnen zu, ganz vorsichtig rund herum, ein Stückchen nach dem andern.

„So, jetzt ist es überall gleich, kein Mensch kann sehen, daß der Hut früher größer war; nur wenn beide Puppen nebeneinander stehen, dann sieht man es doch, ich werde lieber den andern Hut auch kleiner machen.“ Und gedacht, gethan. Nun wurden die Püppchen eilig fortgelegt, aber die Chocolate hatte doch zu süß geschmeckt, und am andern Tage überlegte Illa reiflich, wo man wohl noch etwas abbeißen könnte, und so ging es fort, bis Bauer und Bäuerin ein höchst merkwürdiges Ansehen gewonnen hatten, als ob sie einer ganzen Mäusefamilie acht Wochen lang zum Dessert gedient hätten. Und leider muß es gesagt werden, der Mann war viel stärker mitgenommen als die Frau, für welche doch etwas wie ein mütterliches Gefühl sich in des kleinen Mädchens Herzen regte.

Da kam aber endlich die böse That ans Licht. Illachen kniete gerade wieder vor dem Kinderschränken und zog die armen Chocolatepuppen aus ihrer Schachtel, als Bruder Carl mit sehr ärgerlichem Gesicht in's Zimmer stürmte:

„Denk' Dir doch nur, Illa, wir sollen heute baden statt morgen, ist das nicht gräßlich!“

„Aber das ist doch ganz einerlei, ob wir Freitag oder Sonnabend baden,“ antwortete die Schwester altklug.

„Das soll einerlei sein? Wenn ich Sonnabend Abend gebadet habe, brauche ich mich Sonntag Morgen nicht zu waschen, und nun soll ich plötzlich am Freitag baden, und damit ist mir der ganze Sonntag verdorben!“ und Carl stampfte mit dem Fuß auf und fühlte sich sehr ungerecht behandelt und sehr unglücklich.

Ein Unglück kommt aber selten allein, und das sollte er nun auch erfahren. Sein Blick fiel auf das offene Schächtelchen in der Schwester Hand, und seine runden braunen Augen wurden größer und größer vor Erstaunen und vor Grauen.

„O, Du ungezogenes Mädchen, Du Naschkaze Du, Du hast meine Puppe aufgefressen!“ und in der erregten Stimmung, in welcher er sich ohnehin befand, vergaß er alle männliche Würde und fing an zu weinen.

Illa war ganz vernichtet; daß er sich die Sache so zu Herzen nehmen würde, das hatte sie nicht gedacht. Seine Thränen lockten auch die ihrigen hervor, und schluchzend hing sie sich an seinen Hals:

„Da hast Du meine Puppe, die hab' ich viel weniger abgebissen, die ist fast ganz heil, die kannst Du nun behalten, aber schrei nur nicht so, hör' nur auf zu weinen!“

„Aber ich will Deine Puppe nicht haben, die ist ja ein Mädchen,“ wehrte Carl mit tieffster Verachtung in Ton und Geberde das ihm gebotene Friedenspfand ab.

„Aber sie schmeckt ganz ebenso gut wie Dein Mann,“ versicherte Illa treuherzig, „versuch' nur einmal.“

Das war ein neuer Gedanke, der Carl's Thränen plötzlich versiegen machte; er streckte die Hand aus und nahm die Puppe — und die Geschichte endete wie jene alte Geschichte, die vor langen, langen Jahren einmal im Paradiese sich zugetragen hat: er biß hinein.

So schlossen die Geschwister Frieden und verspeisten einträchtiglich ihre Chocladepuppen, d. h. Carl Illa's und Illa Carl's.



2. Capitel.

Auf dem Jahrmarkt.



Jeden Herbst wurden in Carl's und Illa's Vaterstadt Mitau zwei Jahrmärkte abgehalten: der Marien- und der Michaelismarkt. Das waren immer wahre Festtage für die Kinder. Der Papa schenkte jedem 15 oder 20 Kopfen, und die Großmama legte noch 10 dazu, und mit diesem Schatz in der Tasche wanderten sie gleich nach dem Mittagessen mit der Mutter auf den Markt, im Herzen das Gefühl, als wären sie reich genug, ein Königreich zu kaufen. Es war nur schwer, daß man bis zum Nachmittag warten mußte, und in Folge der großen Ungeduld wurde der Morgen des Tages merkwürdig lang, und selbst das Essen wurde zur Plage.

Carl erfreute sich für gewöhnlich eines sehr gesunden Appetits und war daher kein Kostverächter; zwischendurch aber, d. h. wenn er gar zu gründlich Frühstück gegessen hatte, oder wenn er schon an die Jahrmarktspefferkuchen dachte, wollte ihm zu Mittag dieses oder jenes nicht recht schmecken, und er versuchte dann, es auf dem Teller stehen

zu lassen. Manchmal war ihm das Glück dabei günstig, und sein guter Freund, der Diener Johann, entfernte den Teller rasch, ehe die Mama am oberen Ende des Tisches sehen konnte, ob er leer oder voll gewesen. Nun mußte es heute gerade grüne Bohnen geben, und die mochte der kleine Junge nicht sehr gern essen; er spielte also mit der Gabel, breitete die Bohnen über den ganzen Teller aus und aß so wenig wie möglich davon. Die Mama bemerkte es nicht, Johann bemerkte es aber auch nicht, und leider bemerkte es Illa, die damals noch so klein war, daß sie nicht immer richtig sprach. Mißbilligenden Blickes beobachtete sie den Bruder und machte endlich mit ihrem hohen, hellen, überall vernehmbaren Kinderstimmchen die tiefsinnige Bemerkung:

„Aber, Carl, was schad't die Bohnen? ganz gute Bohnen.“

Carl wurde dunkelroth und stieß unter dem Tisch mit dem Fuß nach der kleinen Schwester, aber die Mahnung zum Schweigen kam zu spät; alle Welt hatte Illa's Ausspruch vernommen, und die Augen von Großmama, Papa und Mama waren auf Carl's Teller gerichtet. Er mußte seine Bohnen diesmal aufessen, aber er vergab es Illa nicht so bald, daß sie ihn verrathen hatte, und rächte sich an ihr dadurch, daß er ihr bei jeder Gelegenheit ihr falsches Deutsch vorhielt und immer, wenn ihr etwas nicht gefiel, „Was schad't die Bohnen?“ fragte; ja, als die Geschwister schon längst erwachsen waren, bekam Illa noch oft im Scherz diese unglückliche Redensart zu hören. Sie lachten dann beide darüber, und Illa versuchte gewiß bald darnach den Hieb zurückzugeben, indem sie Carl an den Storchbraten erinnerte, den er einmal gegessen und sehr gut gefunden habe.

Diese Geschichte hing so zusammen. Eines Tages fiel es Carl ein zu erklären, er könne keinen Hasenbraten essen; er werde es in seinem Leben nie wieder thun; ihm sei das letzte Mal ganz übel darnach geworden. Man ließ ihn reden und kümmerte sich nicht weiter darum. Da erschien nach einiger Zeit ein schöner Hase auf dem Tisch. Carl sah ihn etwas mißtrauisch an und fragte:

„Was ist das? Das ist doch nicht Hasenbraten?“

„Rein,“ sagte der Vater ganz ernsthaft, „das ist Storchbraten.“

„Storchbraten? den haben wir ja noch nie gegessen,“ sagte Carl.

„Versuch' ihn nur, er schmeckt sehr gut,“ bekam er zur Antwort.

Und Carl aß und fand den Braten vortrefflich; er aß zweimal, und ihm wurde nicht übel darnach. Am andern Tage aber erfuhr er die Wahrheit und wurde weidlich geneckt mit seinen Einbildungen.

Zuletzt wurde er ganz empfindlich in diesem Punkt und suchte sich barsch zu vertheidigen.

„Es ist gar kein Wunder, daß ich glaubte, es sei ein Storch, weil Papa es so ernsthaft sagte. Wenn Mama uns etwas einbilden will, weiß ich es gleich, denn wenn sie sich noch so große Mühe giebt, ernsthaft zu bleiben, ihre Augen lachen doch immer, und darauf geb' ich Acht, aber bei Papa habe ich nicht daran gedacht.“

Nun war das Essen heute glücklich überstanden, und man konnte auf den Markt gehen. In der Mitte des großen Platzes war eine wahre Wagenburg zusammengefahren; die Bauern der Umgegend hielten da Kühe und Pferde, Holzgeschirre und andere ländliche Erzeugnisse feil. Das hatte kein Interesse für die städtischen Kinder; die lockten nur die Tische und Buden, welche an zwei Seiten den Platz umsäumten.

Da kamen zuerst an der Kurzseite die Tische der „Livländer“, wie man in Curland schlechtweg die lettischen Leinwandhändler aus dem Flachsbau treibenden Theil Livlands nennt. Leider blieb die Mama immer gleich hier am Anfang stehen und kaufte grobe Handtücher oder Servietten und glattes Leinen.

Das war eine Geduldprobe für die Kinder, welche viel mehr von den nächsten Tischen angezogen wurden, auf denen die jüdischen Krämer ihre Kurzwaaren ausgebreitet hatten. Da gab es neben Fingerringe, Nähmaschinen, Zwirn und Knöpfen auch mancherlei, was die Kinder zum Kauf reizte. Illa erstand z. B. jedes Jahr drei große Stecknadeln, zwei mit runden, schwarzen, blauen oder goldenen Köpfen für Edde und Kathrin, die Wärterin und die Köchin, und eine für sich selbst mit einem wunderbaren gläsernen Vögelchen statt des Kopfes. Es sollte eine Taube vorstellen, hatte aber meist leuchtend ultramarinblaue Flügel, was zwar sehr hübsch, aber nicht ganz naturtreu war. Carl dagegen erhandelte sich entweder eine Mundharmonika oder ein Brummisen, denn solche möglichst viel Lärm machende musikalische Instrumente waren zum Jahrmärktsvergnügen durchaus nothwendig.

An diese „Judentische“ reihte sich noch einer mit zierlich gedrechselten Holzsachen, Garnwinden, Döschen und Büschchen, Häkelnadeln, Pfeifchen, Jou-jous und Bilboquets, zwei Kinderspielsachen, die längst aus der Mode gekommen sind, damals aber das Entzücken der Kleinen ausmachten. — Hatte man alle diese Herrlichkeiten eine nach der andern besichtigt, so war man auch am Ende der kurzen Seite des Marktplatzes angelangt und hatte nun die längere Zeitreihe vor sich.

Da kamen zuerst die Obststände der Russen, reich besetzt mit Äpfeln, Birnen, Pflaumen und Trauben; dann kamen rechts die Bauernzelte mit Eßwaaren und Getränken gröberer Art. Vor jedem stand eine Tonne mit den großen marinirten Goldingenschen Neunaugen. Es war geradezu ein Herzenskummer für Carl und Illa, daß die Mama ihnen nie gestatten wollte, eine Neunauge frischweg aus der Tonne zu verzehren. Jahrelang trugen sie das heimliche Sehnen darnach im Herzen, und als Carl zum ersten Mal als Gymnasiast ohne die Mama mit andern Schülern zusammen auf den Jahrmarkt gehen durfte, da versuchte er auch nicht, sich eine Neunauge zu kaufen und sie an Ort und Stelle zu verspeisen. Am Abend aber erzählte er es der Schwester und fügte beruhigend hinzu, als er ihr ganz wehmüthiges Gesichtchen sah:

„Sie schmecken übrigens gar nicht anders auf dem Markt als zu Hause. Im Gegentheil, mit Essig schmecken sie eigentlich besser.“

Den Bauernzelten gegenüber aber hatten die Töpfer ihre Waaren ausgestellt. Da kauften die Mama und Kathrin große und kleine Schüsseln und Töpfe für die Küche, Illa aber Tassen mit lila oder grüner Glasur für ihre Puppenwirthschaft und Carl ein „Piling“.*) Es war ein schrecklich schriller Ton, den man einem solchen Entchen entlockte, wenn man seinen Schwanz an die Lippen setzte und mit aller Kraft hineinblies, aber diese ohrzerreißende Musik gehörte sich einmal zum Jahrmarkt. Rechts und links bliesen die kleinen Jungen aller Stände auf „Pilings“, und es war nur ein Glück, daß die lehmernen Ungeheuer so rasch zerbrachen.

Zum Pfeifen gesellte sich nun hier an dieser Stelle des Marktes noch das Trompeten, denn da stand auch eine Bude mit Blech- und Zinnsachen und grell gekleideten Puppen. Da konnte man allerliebste Thiere und Soldaten, in kleinen Schachteln wohlverpackt, erhandeln und Mühlgchen und Trompeten zum Blasen. Dann folgten noch ein Gärtnerstand mit Blumen in Töpfen und Sträußen, eine Auslage der denkbar buntesten Biber und zuletzt das Herrlichste von allem — die Pfefferkuchenbuden!

Kein Haus in Mitau, wo man am Jahrmarktstage nicht Pfefferkuchen aß. Die Wohlhabenden kauften für einige Rubel, und die Unbemittelten erfreuten ihre Kinder wenigstens mit einer „Sohle“ oder ein paar braunen oder weißen Pfefferküßchen.

*) Bettisch = Entchen.

Die Großmama ging selbst nicht auf den Jahrmarkt, aber sie ließ sich jedes Mal etliche große Thorner Pfefferkuchen und eine gute Anzahl „Sohlen“ nach Hause bringen, die im Schaff wohl aufgehoben noch lange nachher ihre Enkel an die Jahrmarktsfreunden erinnerten. Eine Sohle war ein länglicher, brauner Pfefferkuchen mit einer Mandel in der Mitte. Illa glaubte, sie hätten ihren Namen daher, daß sie wie Schuhsohlen aussähen, Carl dagegen meinte, sie hießen so, weil sie zäh wie Leder wären. Jedenfalls waren sie sehr süß und schmeckten sehr schön.

Eines Tages hatte die Großmama jedem Kinde eine solche Sohle geschenkt, und die kleine Schaar umringte sie, fröhlich dafür dankend. Nur Illa stand still von ferne und betrachtete ihren Pfefferkuchen mit nicht ganz befriedigter Miene: es fehlte ihm nämlich die Mandel in der Mitte. Endlich machte sie, halblaut und mit sich selbst sprechend, ihrem Herzen Luft:

„Großmama hat die Mandel ausgeknibbert.“ Mit einem kleinen Seufzer folgte darauf der Schluß: „Ich ess’ auch Mandeln.“





3. Capitel.

Die Reise im Planwagen.

Es war im Anfang des Sommers; in Feld und Wald war es köstlich, aber in den dumpfen Straßen spürte man nur Hitze und Staub. Da erhielt die

Mama eines Tages einen Brief, und als sie ihn gelesen hatte, sagte sie lächelnd:

„Freut Euch, Kinder, wir fahren in den nächsten Tagen nach Hochfeld. Der Onkel Otto schreibt, daß er und Tante Ida uns mit Ungeduld erwarten.“

„Hurrah,“ riefen Carl, Illa und Hannchen, „das ist prächtig! Wir ziehen für den Sommer auf's Land!“

Sehr langsam vergingen den Kindern die Tage bis zur Abreise, aber endlich waren sie doch vorüber, und am andern Morgen früh sollte aufgebrochen werden. Am Abend vorher, als die Kinder zu Bett gingen, erlaubte sich Carl eine kleine Abweichung von seinem „Gebetchen“, wie er den Kindervers nannte, den die Großmama ihn gelehrt hatte. Er betete laut:

„Gib mir Gott, laß doch morgen recht schönes Wetter sein, und gib dem Fuhrmann gute Pferde,“ und sich dann auf den Schluß seines Verses besinnend, fügte er hinzu: „und nimm uns alle in deine Hut. Amen.“

Da richtete sich der kleine Alphons, den die Geschwister Alla zu nennen pflegten, in seinem Bettchen auf, faltete auch die Händchen und sagte:

„Ja, nimm uns alle in deinen Hut, Amen,“ legte sich wieder zurück und war eingeschlafen, ehe die anderen Kinder recht wußten, ob sie über ihn und seinen Spruch lachen sollten oder nicht.

Am andern Morgen war richtig das schönste Wetter, wie es eben so sonnig und schön in Curland nur im Juni sein kann. Vor lauter froher Erwartung waren die Kinder viel früher als nöthig aufgewacht und trieben sich nun unruhig und störend in allen Zimmern umher.

„Geht hinüber zur Tante Sophie,“ sagte die Mama, „und nehmt hübsch Abschied von ihr.“

Das war ein glücklicher Gedanke, dem die Kleinen sehr willig nachkamen. Fort stürzten sie alle vier über den Hof nach dem Nebenhäuschen, in welchem der Großmutter Schwester, die alte Tante Sophie, wohnte. Sie waren ihr alle von Herzen zugethan, denn die alte Tante verstand es meisterlich, das ganze zerbrochene und von aller Welt als gänzlich unbrauchbar angesehene Spielzeug wieder „neu“ zu machen. Sie steckte z. B. in einen alten Puppenkopf, der gerade unterhalb des Kinns abgebrochen war, ein Stück Holz und unnähte dasselbe mit Zeug; dann war eine neue Puppe fertig, und besaß sie auch weder Arme noch Beine, so that das nichts: sie konnte, auch wenn sie am Hinterkopf einen dicken Pops hatte, als Wickelkind dienen. Tante Sophie hatte immer solche wunderbar verwandelte alte Sachen für die Kinder im Vorrath und bereitete ihnen dadurch herrliche Ueberraschungen, wenn sie zum Besuch zu ihr kamen.

Auch heute hatte die alte Tante eine Ueberraschung für die Kinder. Sie hing jedem ein kleines mit einer Schnur festgebundenes Säckchen um den Hals, es unter den weißen Kinderschürzen verbergend. Dabei sagte sie lächelnd:

„Ein Schelm giebt mehr als er hat. Es ist nicht viel, was ich Euch mitgeben kann, aber dafür habe ich die Säckchen beherzt. Man darf sie erst aufmachen, wenn man fünf Werst gefahren ist; wer früher öffnet, findet nur Steinchen drin.“

„Und später, was ist später drin?“ fragten die neugierigen Kleinen.

„Gegekost ist drin,“ sagte die Tante geheimnißvoll, und weil die Kinder das Wort nicht verstanden, machte es einen um so gewaltigeren Eindruck auf sie. Sie hatten auch keine Zeit, um eine Erklärung des räthselhaften Wortes zu fragen, denn da rollte schwerfällig der Plan-

wagen heran, und Edde, die lettische Wärterin, die seit Carl's Geburt im Hause war, rief, sie sollten sich nun rasch zur Abfahrt rüsten.

In damaliger Zeit gab es noch keine Eisenbahn in Curland, und die Post hatte nur sog. Teleggen, offene federlose Wagen; wer daher eine weitere Fahrt zu machen hatte und keinen eigenen Reisewagen besaß, der fuhr mit einem Fuhrmann. War dann eine größere Familie zu befördern, so reiste man in einem Planwagen ans Ziel, aber eigentlich war es wohl ein schauderhaftes Beförderungsmittel. Raun genug war freilich in solch einer „Arche Noahs“, wie der Papa den langen, leinwandbedeckten Wagen nannte, aber an Licht und Luft mangelte es, denn Fenster waren nicht vorhanden, nur zwei kleine Oeffnungen an den Seiten über den Thüren und vorn eine größere, da wo der Kutscher saß. Der Papa zog es denn auch vor, auf dem Bock neben dem Fuhrmann zu sitzen und beschenkte denselben reichlich mit guten Cigarren, damit er nur nicht dazu komme, seine Pfeife zu rauchen, deren Tabak für verwöhntere Geruchsnerven unerträglich war.

So fuhr man zwei volle Tage von Mitau nach Goldingen, eine Strecke, die man mit der Eisenbahn ungefähr in $3\frac{1}{2}$ Stunden zurücklegen könnte. Mittags machte man etliche Stunden Rast in einem Krüge, und die Nacht schlief man ebenfalls in einem solchen. Zum Glück hatten die curischen Krüge, weil sie eben oft von Reisenden aus den höheren Ständen benutzt werden mußten, leidlich gut eingerichtete und sauber gehaltene, sogenannte „herrschaftliche Zimmer“, in denen man hochaufgethürmte Federbetten, ein hartes Sopha und auf dem Fensterbrett Geranium und Balsaminen vorfand. Auch gab es da stets etwas zu essen, Rührei und Schinken unfehlbar, aber auch wohl eine Hühnersuppe und andere Speisen.

Das Fahren machte den Kindern zu Anfang großes Vergnügen, aber es dauerte nicht lange, so fingen sie an unruhig zu werden.

Alia allein verhielt sich dieses Mal sehr still auf ihrem Platz und fragte nur von Zeit zu Zeit:

„Sind wir schon fünf Werst gefahren?“

„Warum willst Du das wissen?“ fragte die Mama.

„Ja, Tante Sophie hat uns jedem eine Korste*) mitgegeben,“ sagte das kleine Mädchen, „und die sollen wir erst aufessen, wenn wir fünf Werst gefahren sind.“

Da besannen sich auch die andern drei auf ihre zwischen Kleid

*) Brodrinde.

und Schürze gesteckten Säcken und zogen sie alle mit einem Mal hervor.

„Wie kommst Du aber darauf, das eine Korste zu nennen?“ fragte die Mama.

„Ja, sie sagte so,“ versicherte die Kleine.

„Nein, sie sagte: „eine Wegkorste,“ ergänzte Carl der Schwester Aussage, und nun begriffen die Eltern, was die alte Tante gemeint hatte.

„Da sind wir am fünften Werstpfosten,“ rief jetzt der Papa vom Bock in den Wagen hinein, und im Augenblick waren auch alle Säcken



aufgebunden, und Augen, Nasen und Finger der Kinder bohrten sich in ihre Tiefe, aus welcher dann nach und nach lauter schöne Dinge zum Vorschein kamen: Geduldplätzchen und Pfefferminzplätzchen und Rohrkringel und auch kleine braungebrannte Gerstenkörner, welche die Kinder alle zum Knuspern liebten, und die von der Tante statt der allgemein gebräuchlichen Eichorie als Kaffeezusatz benutzt wurden.

Nach dem Mittagessen im „Weißen Krug“ ging der Papa ein gutes Stück zu Fuß voraus, und den älteren Kindern wurde auch gestattet, mit Edde auf der Landstraße einen Spaziergang zu machen, bis der Wagen sie wieder einhole. Am Wege zogen sich große Roggen- und Weizenfelder hin, und die Kinder sammelten sich riesige Sträuße

von Kornblumen, aus denen später Kränze geflochten wurden. Dabei erzählte Carl Illa:

„Weißt Du, diese Nacht werden wir in einem Krüge schlafen, wo ganz vor kurzem einer ermordet worden ist.“

„Wer hat Dir das gesagt?“ fragte Illa ganz entsetzt.

„Ich habe gehört, wie der Fuhrmann es Edde im Stadoll*) erzählt hat. Es ist ganz gewiß wahr. Es sind da zwei fremde Leute hingekommen, und von denen hat einer den andern in der Nacht mit einem großen Messer todtgestochen und ist davongelaufen und hat sich so gut versteckt, daß man ihn noch nicht gefunden hat.“

Illä war ein sehr reizbares Kind mit einer leicht erregbaren Einbildungskraft; sie war daher nur zu geneigt, sich unnütz zu fürchten, denn sie war zugleich auch etwas empfindlich gegen Neckereien und theilte ihre Befürchtungen oder absonderlichen Muthmaßungen nicht leicht Jemand mit, aus Angst, ausgelacht zu werden.

So schwieg sie auch diesmal gegen alle über Carl's Mittheilungen und behielt in ihrem kleinen Herzen eine bange Furcht vor der Nacht in dem grauenhaften Krüge.

Ziemlich spät Abends kam man in demselben an und nahm von den beiden Gastzimmern Besitz. Die Großmama, Edde, Illä und Hannchen schliefen in einer Stube, und weil nur drei große Betten in derselben waren, wurden die beiden kleinen Mädchen in einem Bett schlafen gelegt, das an jedem Ende ein Kopfkissen erhielt.

Die Kinder waren zum Theil schon unterwegs eingeschlafen und lagen daher, nachdem sie schlaftrunken sich hatten entkleiden lassen, bald im süßesten Schlummer, nur Illä konnte keine Ruhe finden. Beständig ging es ihr im Kopf herum: „Hier ist vor kurzem einer ermordet worden. Am Ende hat er in diesem Bett geschlafen, und als er schlief, hat ihn der andere todtgestochen. Und keiner weiß, wo der Mörder sich versteckt hat! Er ist vielleicht noch hier, und wenn wir schlafen, sticht er uns auch alle todt mit seinem großen, blutigen Messer.“

Ihr Herzchen klopfte zum Zerspringen vor Angst, und Hände und Füße wurden ihr kalt. Wenn die Großmama nur nicht das Licht ausgelöscht hätte, dann würde sie doch sehen können, wenn jemand sich hereinschliche; nun war sie auf ihr Gehör angewiesen, und in ihren Ohren fauste und brauste das Blut, das der beschleunigte Herzschlag ihr nach dem Kopfe trieb. Das arme Kind hielt den Athem an, um

*) Wagenschuppen.

besser lauschen zu können, und fuhr entsetzt zusammen, wenn irgend einer der Schläfer im Zimmer sich rührte. Dazwischen freilich fielen der geängstigten Kleinen wohl auch die Lieder zu, aber die Schreckgespenster ihrer Einbildung verschwammen dann zu ungeheuerlichen Traumbildern und ließen sie auch im Schlaf noch ein quälendes Angstgefühl empfinden. Da — was war das? — es war etwas von der Stelle gerückt worden, es war etwas gefallen, es hatte jemand gestöhnt — sie hatte es deutlich gehört, und mit einem lauten Schrei fuhr sie in die Höhe. Aber auch die Großmama hatte es gehört und machte Licht an.



„Was ist Dir, Illa?“

„Ich weiß nicht, es ist Jemand ins Zimmer gekommen . . . wenn es nur nicht der Mörder ist!“ und zitternd klammerte sich das Kind an die Großmutter, die mit dem Licht in der Hand an ihr Bett getreten war.

Da fielen die Blicke der Kleinen auf Hannchens Kopfstissen — es war leer, und die Decke hing zur Seite herab bis an den Boden.

„Er hat Hannchen gestohlen, er wird Hannchen todstechen,“ brach es nun in Jammerlauten von Illa's Lippen.

Die Großmutter wußte nicht, was sie davon denken sollte und

bemühte sich, das Kind zu beruhigen, indem sie zugleich ihre Blicke im Zimmer umherschweifen ließ nach dem verschwundenen Hannchen. Da sah sie, daß es unter der Decke auf der Diele sich regte, und daß zwei rosigte Kinderfüßchen unter dem Bett hervorguckten. Sie zog die Decke fort, und auf Händen und Füßen krabbelte Hannchen hervor, riß schlafumfangan ihre blauen Kneiglein auf und fragte weinerlich:

„Kurr manne gulting?“*)

Nun fing die Großmama an zu lachen, nahm das aus dem Nest gefallene Vögeltchen in ihre Arme und brachte es wieder zur Ruhe, diesmal die vor das Bett gestellten Stühle mit einem Koffer beschwerend, damit sie nicht wieder fortrutschen könnten. Dann aber ließ sie sich von Illa erklären, wie sie darauf gekommen sei, von Morden und Todtstechen zu phantasiren, und es war merkwürdig, wie das bloße Ausprechen das aufgeregte Kind beruhigte, so daß es kaum des liebevollen Zuspruchs der Großmama bedurfte, um alle Angst zu verschrecken. Während die gute Großmama noch auf dem Bettrand saß und zu ihrer kleinen Enkelin redete, schlossen sich bereits die Augen derselben, und sie war bald fest und süß entschlummert.

Am andern Tage erschien den Kindern das ewige Fahren schon recht langweilig, und sie konnten nicht aufhören zu fragen:

„Sind wir noch nicht bald in Hochfeld?“ und dazwischen hieß es:

„Ich will hinaussehen,“ „Ich will da sitzen, wo Carl sitzt,“ „Ich bin hungrig,“ „Mir ist heiß,“ „Ich will trinken,“ „Ich möchte schlafen,“ „Wann werden wir ankommen,“ „Ich will auf den Bock,“ „Ich will auf Mania's Schooß,“ „Carl drückt mich,“ u. s. f. ohne Ende.

Die Großmama hatte einen riesigen Handbeutel, Pompadur oder Mops genannt, und aus demselben wurde dann von Zeit zu Zeit etwas hervorgeholt zur Beschäftigung und Zerstreuung der Kinder, bald ein Bilderbuch, bald ein Püppchen oder ein anderes Spielzeug, und dann auch wieder Chocolate oder Pfefferkuchen, Nüsse und Bonbons. Die Mama dagegen hatte unter ihrer besonderen Obhut den großen „Speisepandel“ mit Butterbröten, Hühnerbraten und andern schmackhaften, kräftigen Dingen.

Einmal ließ die Großmama auch wieder ihren Mops den Mund aufsperrn, wie sie sagte, wenn sie den stählernen Bügel öffnete, und gab den Kindern einige Nüsse zum Knacken. Illa ließ sie sich von Ebbe aufmachen und sah gespannt zu, ob ein recht schöner, großer

*) Wo ist mein Bettchen? Bettisch.

Kern zu Tage kommen würde. Da stieß Edde auf eine taube Nuß, und die Kleine wandte sich zur Großmutter:

„Du mußt mir eine andere Nuß geben, Großing,“ sagte sie, „diese eine war ganz crepirt.“

Dazwischen erzählten wohl auch die Mama oder Edde eine Geschichte, erstere deutsch, letztere lettisch. Beide Sprachen waren den Kindern geläufig, ja, die beiden kleineren Kinder sprachen fast nur lettisch, wie es noch heutigen Tages in Curland gebräuchlich zu sein pflegt. Edde verstand nun sehr gut zu erzählen; sie kannte die Geschichten vom Till Eulenspiegel, vom Däumling und vom Rothkäppchen, und dann wußte sie eine Menge Räthselfragen, deren Auflösung den Kindern freilich längst bekannt war, die sie sich aber nichtsdestoweniger immer wieder gern vorlegen ließen. So z. B.:

„Wer ist das kleine, braune, runzlige Männchen, das einen hölzernen Pelz trägt?“

„Eine Nuß, eine Nuß,“ antworteten alle Kinder zugleich, und wer das Wort zuerst herausgeschrieen hatte, der war sehr stolz.

Oder:

„Was ist das, was wie ein Bär brummt und doch kein Bär ist, und da, wo es gefressen hat, einen schwarzen Fleck hinterläßt?“

„Der Theekessel, der Theekessel,“ lautete die Antwort.

Unter den mitgenommenen Büchern befanden sich auch die Specterschen Fabeln, welche Alla's besonderes Lieblingsbuch waren. Sie konnte sie nämlich fast alle lesen, d. h. sie wußte sie auswendig und that nur so, als ob sie sie läse, was ihr in den Augen von Hannchen und Alla eine gewisse Würde verlieh. Namentlich Hannchen ließ sich sehr gern von der älteren Schwester die Geschichten vom Spitzchen und Möpschen, vom Bettelmann, von der Maus u. s. w. vorlesen und fing auch bereits an, einige Verse im Gedächtniß zu behalten. Mit wahrer Gouvernantenmiene gab sich Alla nun Mühe, das Wissen des Schwesterchens zu bereichern. Sie las ihr „das Vöglein am Fenster“ vor, und nachdem sie es einmal hergesagt, fing sie von vorne an und hielt von Zeit zu Zeit inne, um Hannchen Gelegenheit zu geben zu beweisen, daß sie aufgepaßt habe und wisse, was nun folge. Da ergab sich denn folgendes Zwiegespräch:

Alla. „An das Fenster klopft es —“

Hannchen. „Pick, pick.“

Alla. „Macht mir doch auf einen Augenblick! Dick fällt der —“

Hannchen. „Schnee.“

Illa. „Der Wind geht kalt, habe kein —“
Hannchen (nach einigem Besinnen). „Habe kein Paletot, erfriere
bald.“

Große Entrüstung von Seiten Illa's und große Belustigung der
Brüder, die gar nicht aufhören konnten, über Hannchen's Vogel im
Paletot zu lachen.

So vertrieb man sich die Zeit, so gut es gehen wollte; es kam
aber manchmal auch so weit, daß der Papa anhalten ließ und die
unruhige Bande an die Luft setzte, d. h. sie ein Stück Weges zu Fuß
laufen ließ zur Abwechslung. Endlich hatte man Goldingen erreicht,
und nun waren es nur noch zwei Meilen bis Hochfeld, und die Groß-
mama sagte tröstend zu den Kindern, die gar nicht mehr weiter fahren
wollten:

„Ist man über den Hund gekommen, so kommt man auch über
den Schwanz.“

Und der Spruch wurde wahr. Endlich kamen die Reisenden denn
auch glücklich in Hochfeld an.





4. Capitel.

Ländliche Sommerfreuden.

Das Gut des Onkels lag auf einer kleinen Anhöhe, an deren einer Seite die Landstraße vorüberführte.

Das Wohnhaus war ein langgestrecktes, niedriges Gebäude mit einer überdachten Treppe und großen, alten Bäumen davor. Geradeaus vor der Hausthür war ein freier Rasenplatz, in dessen Mitte sich ein Taubenschlag erhob. Links stand ein Schaukelbrett unter schönen Lindenhäusern, und dahinter lag der Blumengarten; rechts, durch den Fahrweg vom Hause getrennt, zog sich ein großer Gemüsegarten hin. Die Wirthschaftsgebäude und Ställe lagen theils vor, theils hinter dem Gutshause längs der Straße, und weiter hinaus kam man auf derselben zur Mühle und dem dunklen, rings von Wald umsäumten Mühlenteich.

So weit das Auge reichte, schloß dunkelgrüner Tannenwald den Horizont ab, und dazwischen dehnten sich leuchtend grüne Wiesen und wogende Kornfelder. Es war ein freundliches, liebliches Bild, das man von der Treppe überschaute, aber Kinder haben wenig Sinn für Naturschönheiten, und die Ställe mit all dem lieben Vieh erschienen den kleinen Städtern viel anziehender als die hübsche Aussicht vom Hause aus. Der ganze Tag erhielt in ihren Augen seine Eintheilung eben so wohl durch die Mahlzeiten, wie durch die regelmäßigen Be-

suche, die sie in Begleitung von Onkel oder Tante in diesem oder jenem Stalle abstatten durften.

Morgens früh, noch vor dem Kaffee, erschienen die Kinder in des Onkels Studierstube und durften ihre Hände mit Hanfstaat und anderen Körnern füllen für die Tauben. Dann ging der Onkel mit ihnen auf die Treppe und pfiß, und auf dieses wohlbekannte Zeichen flog die ganze bunte Taubenschaar herzu, um das Futter aufzupicken. Da gab es weiße und braune, schwarze und graue Täubchen, solche mit einem Pfauenschwanz und solche mit Höschen, d. h. mit befiederten Beinen, Werfer und Tumbler, zahme und scheue. Einzelne waren so zuthätig,



daß sie dem Onkel das Futter aus der Hand nahmen, und es dauerte nicht lange, da hatten sie auch Freundschaft mit den Kindern geschlossen und flogen ihnen auf die Schulter und fraßen ihnen aus den Händchen. Die Taubenfütterung war das erste Hauptereigniß des Tages.

Dann kam später der Besuch bei den Hunden, deren es eine ganze Menge in Hofsfeld gab, von des Onkels Liebling, der weißen englischen Dogge, mit Namen Mylord, an bis zu dem Viehhund hinab. Da gab es schwarze, gelbgefleckte Dachshunde, die waren böse, und man mußte sich hüten, sie zu reizen; und da gab es ein paar lebenswürdige, fromme Hühnerhunde, die sich alles von den Kindern gefallen ließen. Die Hündin hatte gerade vor wenig Tagen Junge geworfen,

die hatten noch keine Augen, aber sie waren „reizend“, und alle Morgen besuchten die Kinder die Mutter mit ihren Zungen und untersuchten, ob die Kleinen nun nicht schon sehen könnten. Es that ihnen so leid, daß sie blind waren, und groß war der Jubel, als die Welpen endlich mit klaren Augen in die Welt guckten.

Hatte man genug mit den Hunden gespielt, so kam der Hühnerhof an die Reihe mit den großen und kleinen Hühnern, Enten und Kalkuhnen. Die besondern Lieblinge unter dem Hühnervolk waren ein Pärchen winziger, ganz weißer englischer Hühner mit langen Federhöschen. Die Henne brütete eben, und als die Küchlein austrochen, da waren sie wirklich kaum einen Zoll lang, ganz gelb wie die Kanarienvögel und dabei so stink wie die Eidechsen. Die Freude der Kinder an den zierlichen, kleinen Geschöpfen war unaussprechlich.

Waren nun die Tauben, Hunde und Hühner besichtigt und gefüttert, so rückte die Badestunde heran und mit ihr ein Glanzpunkt des Tages, denn alle Kinder liebten im Wasser zu plätschern, als ob sie Fischlein wären. Man ging zum Bade durch den Blumengarten, der sich in Abstufungen zu einem kleinen, munter plätschernden Bach herabsenkte. Über den Bach führte ein Steg, und dann lief der Fußpfad eine kleine Strecke zwischen wogenden Kornfeldern hin, an deren Rand die schönsten rothen Mohnen und Kornraden und blaue Roggenblumen blühten. Trat man zwischen den hohen Halmen hervor, so lag, von Erlengebüsch und Wald umsäumt, die rasch strömende Windau einem zu Füßen. Am Ufer stand ein Badehüttchen, und die Badestelle war mit festen Pfählen und darüber genagelten Leisten umgrenzt, denn der Fluß ist tief und reißend.

Als die Kinder zum ersten Mal zum Bade gingen, war es ein heißer Sommertag. Vom wolkenlosen, blauen Himmel lachte die Sonne in goldener Pracht, und ein linder Wind strich über die Wasserfläche, sie leicht kräuselnd und ihr einen blendenden Glanz verleihend, während die ziemlich hohen Ufer im Schmuck ihrer grünen Büsche und Bäume in leuchtende Farbe getaucht schienen. Trotz der heißen Sonne sah alles so frisch aus und so ganz anders erschien den Kindern die kristallhelle, schnellfluthende Windau, als die träge dahinschleichende Na bei Mitau, daß Ma in heller Freude die Hände zusammenschlug und in den Ruf ausbrach:

„Ein solches Wasser war es gewiß, in welchem der Geist Gottes schwamm.“

„Der Geist Gottes schwamm gar nicht im Wasser,“ berichtigte Carl den Ausspruch der Schwester, „er schwabte über dem Wasser.“

Ilia dankte ihm aber nicht für die Zurechtstellung ihrer falschen Begriffe, sondern wandte sich achselzuckend ab.

„Das verstehe ich auch nicht, was das für ein Vergnügen sein soll, über dem Wasser zu schweben,“ sagte sie dabei naserrümpfend.

Kam man dann vom Bade nach Hause, so meldete sich ein wüthender Hunger, und das Frühstück schmeckte herrlich. Hinterher verschwand Carl regelmäßig im Pferdestall, wo er mit dem Rutscher Indrik*) eine enge Freundschaft geschlossen hatte. Indrik vermittelte die genaue Bekanntschaft mit allen Reit-, Fahr- und Arbeitspferden und versfertigte nebenbei sehr geschickt aus Holz und Baumrinde allerlei Spielzeug, Bötchen, die man im Bach schwimmen lassen konnte, und Mühlenräder, die derselbe Bach unaufhörlich in die Runde trieb.

War aber Indrik anderweitig beschäftigt, so nahm Carl auch ganz gern mit den Hülterjungen vorlieb und verbrachte in ihrer Gesellschaft manch angenehme Stunde.

Eines Tages fehlte er, als man zum Mittagessen ging, das in Hochfeld stets pünktlich um ein Uhr eingenommen wurde. Der Onkel Otto war sehr streng in diesem Punkt, und in seinem Hause herrschte die musterhafteste Ordnung. Mit dem Schlage eins mußte die Suppe auf dem Tisch stehen, und nur ganz besondere Vorfälle rechtfertigten in seinen Augen eine Verspätung. Es war daher der Mama und der Tante Ida sehr unangenehm, als es sich ergab, daß einer der Tischgenossen zur festgesetzten Stunde nicht da war. Die gute Tante schickte Boten über Boten nach allen Himmelsrichtungen, den kleinen Neffen einzufangen, und zögerte, so lange sie konnte, mit dem Anrichten in der Küche, obgleich sie selbst ärgerlich war und dabei einmal über das andere vor sich hinbrummte:

„So ein Schlingel! wo er nur stecken mag?“

Aber da der Hausherr das Gesetz erlassen hatte, daß die Köchin höchstens 2½ Minuten früher oder 2½ Minuten später als ein Uhr mit dem Essen fertig sein müsse, so ließ sich eben nicht lange zögern, und man ging ohne Carl zu Tisch. Da stürzte er athemlos herein, seine Hände, die vor jeder Mahlzeit gewaschen werden mußten, noch am Taschentuch abtrocknend und sich so klein wie möglich machend, um hinter dem Rücken des Onkels seinen Platz an der langen Tafel zu

*) Die lettische Form für Heinrich.

erreichen. Aber die scharfen Augen desselben hatten längst den leeren Stuhl entdeckt und sahen nun, daß derselbe plötzlich besetzt wurde.

„Wo warst Du?“ fragte er den kleinen Missethäter.

„Ich war gar nicht weit“, kam die Antwort etwas kleinlaut und sehr rasch heraus, „ich habe nur auf dem Platz hinter dem Garten Soldaten gespielt. Ich war der Officier und ging voran, und dann kamen Jaan und Ans, die waren Unterofficiere, und zuletzt die Schweine, das waren die Soldaten. Es war fein! Sie exercirten sehr gut!



Der Onkel mußte lachen und vergaß fast darüber zu schelten, er sagte nur:

„So, es ist zwar ganz lobenswerth, daß Du meinen Schweinen das Exerciren beibringst, aber merke Dir das eine: ein guter Officier muß vor allen Dingen selbst Ordre pariren, und hier lautet die Ordre: um ein Uhr wird Mittag gegessen, Punkt ein Uhr.“

Nach dem Essen schliefen „die Großen“ ein wenig, und die Kinder hatten sich für diese Zeit ein schönes Spiel auf der Wiese, die an den Gemüsegarten stieß, ersonnen. Dort war Heu gemacht worden und zu großen Haufen aufgestapelt. Diese Heufufen nun waren Robinsons Höhle, und Carl war Robinson. Illa war Freitag und Hannchen das Lama. Die Hauptsache bei diesem Spiel aber war, daß man dabei junge Carotten, Rüben, Rettig oder grüne Erbsenschoten aus dem Garten holen und verspeisen durfte. Tante Ida hatte es erlaubt, und die Kinder dankten ihr dafür mehr, als wenn sie ihnen die leckersten

Bissen gekocht oder gebraten hätte. Sie bestand nur darauf, daß die aus der Erde gezogenen Wurzeln abgewaschen wurden, und das war leicht gethan, der Bach floß ja in nächster Nähe vorüber.

Gegen Abend aber kam der Höhepunkt der Freuden, der Gang in's Pfahlland, wie der Kuhstall in Gurland genannt wird, um das Melken mit anzusehen. Die stattliche Heerde bunter Kühe war das Entzücken der Kinder, und an Tante Ida's Hand zwischen den Thieren hinwandeln zu dürfen, sie zu streicheln und ihre Namen zu lernen, war eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens. Der Kinder Liebling war eine schwarzgeleckte, hörnerlose Kuh, die erst vor kurzem gekauft und von der Tante dem Nichten zu Ehren Ilusch getauft worden war. Ilusch bekam täglich ein Stück Schwarzbrot von ihrer kleinen Besitzerin, denn natürlich sagte Ida: „Das ist meine Kuh, sie heißt wie ich.“ Und Tante Ida sagte dazu freundlich:

„Ja, und alle Milch, die Ilusch giebt, sollst Du zu trinken bekommen.“

War dann die frischgemolkene Milch in den kühlen, saubern Milchfeller gebracht und durchgeseiht, so durfte jedes Kind sich ein großes Glas aus der Küche holen und füllen lassen. Das wurde dann gleich im Keller getrunken und schmeckte noch einmal so schön, als wenn es im Speisezimmer genossen worden wäre. Außer der frischen, süßen Milch aber konnte man im Milchfeller zu Zeiten auch die säuerliche Buttermilch zu trinken bekommen und zusehen, wie die frische Tischbutter geschlagen wurde; kurz, es war immer ein Vergnügen, wenn man Tante Ida in die Milchwirthschaftsräume begleiten durfte.

Als die Kinder zum ersten Mal im Pfahlland gewesen waren und Bekanntschaft mit Ilusch gemacht hatten, da kamen sie ganz voll davon zur Mutter gelaufen, und Ida erzählte:

„Mama, denke Dir, Tante Ida hat mir eine Kuh geschenkt! Sie heißt Ilusch und ist erst in diesem Jahre angeschafft worden, aber sie ist schon ganz groß.“ Dann bedachte sich die Kleine eine Weile und fügte darauf die Frage hinzu:

„Mama, wann bin ich eigentlich angeschafft worden?“

Die Mutter lachte und sagte:

„Vor sechs Jahren; Du weißt doch, daß Du so alt bist.“

„Sonderbar,“ meinte das Kind, „Ilusch ist also jünger als ich und so viel größer.“



5. Capitel.

Sonnige Tage und Regentage.



o brachte jeder Tag in Hochfeld eine ganze Reihe von Genüssen, aber es gab auch Tage, an denen noch Extravergnügungen hinzukamen. Einmal z. B. wurde eine Ausfahrt in den Wald hinter der Mühle unternommen, um wilde Himbeeren und Riezenchen*) zu suchen. Das war wundervoll.

Man fuhr zu Boot über den ganzen Mühlenteich und hatte einen großen Korb mit Kaffeegeschirr und Schwaaaren mitgenommen. Und als man gelandet war, wurde ein wahres Zigeunerlager im Walde aufgeschlagen. Die einen suchten dörres Reisig und Tannenzapfen, um ein Feuer anzuzünden, auf welchem das Wasser zum Kaffee gekocht werden sollte; die andern zogen gleich weiter in den dichten, grünen Wald hinein, um die an Himbeeren ergiebigsten Stellen zu entdecken und ihre Körbchen schon halb zu füllen, bis der Kaffee fertig war. Solch eine grüne Wildniß hatten die kleinen Städter noch nie erblickt, und ihre Freude darüber war groß. Wie war es so köstlich am heißen Sommertage im kühlen Waldesschatten! Wie weich war das grüne Moos am Fuß der hohen Tannen, wie

*) Pilze.

goldig bligten die Sonnenstrahlen zwischen den dichten Nestern hindurch, und wie würzig duftete es nach Harz! Aber süßer und würziger noch dufteten die rothen Beeren, die in nie geahnter Fülle an den üppig wuchernden Ranken saßen. Man konnte sie gar nicht alle ablesen, so viele waren es. Und wie herrlich schmeckten sie, zwischendurch beim Pflücken zum Munde geführt oder später mit süßem Schmant*) und Zucker aus der Untertasse als Dessert nach dem Kaffee genossen!



Bis zum späten Abend blieb man im Walde; selbst die Großmama fand, daß die Zeit nur zu rasch verstrich. Für sie hatte man einen ledernen Klappstuhl mitgebracht, und darauf saß sie stolz wie eine Königin, während ihre Kinder und Enkel um sie her am Feuer auf der Erde lagerten. Aber endlich mußte man doch an den Heimweg denken, denn die Sonne war untergegangen, und Mond und Sterne standen am Himmel und spiegelten sich in dem glatten, tiefen Wasser des Teiches, als das Boot darüber hinglitt. Nach der lauten Lust des Tages saßen die Kinder müde und still an einander geschmiegt da und blickten mit sinnenden Augen zum Sternenhimmel empor.

„Sieh, Carl,“ sagte Ma, „der Mond geht immer mit uns mit,

*) Sahne.

er klettert auf die Bäume und läuft über die Spitzen der höchsten Tannen. Siehst Du es?"

„Ja,“ meinte Carl, „er geht gerade so schnell, wie wir fahren.“

Da verschwand der noch niedrig stehende Mond hinter einem waldbedeckten Hügel des Ufers, um erst wieder sichtbar zu werden, als das Boot eine kleine Landzunge umschiffte hatte.

„Da ist er wieder,“ rief Carl frohlockend, „er hält Schritt mit uns,“ und nun bemächtigte sich der Kinder eine wahre Aufregung, wenn wieder ein Hügel das Himmelsgestirn ihren Blicken entzog. Sie warteten mit Spannung auf sein Wiedererscheinen und riefen in die Hände klatschend:

„Er ist wieder da, er ist wieder da!“

Aber endlich machte das Boot eine Schwenkung, und der Mond tauchte hinter demselben auf an einer andern Stelle, als die Kinder erwartet hatten.

„Jetzt sind wir doch schneller gefahren als er,“ rief Carl triumphirend, aber die mitleidige Schwester bat ganz flehentlich den das Ruder führenden Vater:

„Fahr' doch langsamer, der Mond kann nicht mehr so rasch laufen.“

Einige Tage darauf kamen Gäste aus der Nachbarschaft zum Besuch. Ein Wagen nach dem andern rollte vors Haus. Es waren alte Bekannte von der Mama, darunter welche, die sie lange nicht gesehen hatte, und denen sie nun ihre Kinder vorstellte. Eine alte Dame fand besonders Gefallen an Illa und unterhielt sich längere Zeit mit ihr. Hannchen stand still daneben, sich zu größerer Sicherheit an den Falten von der Mutter Kleid festhaltend, denn sie war den vielen fremden Menschen gegenüber etwas blöde. Schließlich aber währte ihr das Gespräch der alten Dame mit Illa gar zu lange; es erwachte etwas wie Eifersucht in ihrem kleinen Herzen, und plötzlich einen Schritt vortretend, stellte sie sich an der Schwester Seite und sagte herausfordernd:

„Ich bin auch da.“

Als aber alle zu lachen anfangen, da war Hannchen sehr bald nicht mehr da, sie war dunkelroth geworden und eiligt davongelaufen.

Als man zu Tisch ging, machte Carl die angenehme Entdeckung, daß es eine Lieblingsspeise gab: Rindersuppe mit braun gebratenen Reisklößen. Für diese „Reiskartoffeln“, wie er sie nannte, hatte Carl eine wahre Leidenschaft, und die Tante Ida wußte das; hatte er sich vor Kurzem doch bitter darüber beklagt, daß diese schöne Speise die

eine merkwürdige Eigenschaft habe, stets „zu wenig“ zu sein. Lächelnd legte sie daher ihrem kleinen Neffen fünf große runde Klöße in seinen Teller, aber sie hatte seinen guten Appetit doch noch zu gering geschätzt und mußte hören, wie er enttäuscht der Schwester zuflüsterte:

„Nur fünf! Niemals kann ich mich satt daran essen, aber ich weiß, was ich thu: wenn ich groß bin und heirathe, dann laß ich mir zu meiner Hochzeit zweitausend Reiskartoffeln machen.“

Auch Hannchen hatte heute Essensorgen, aber anderer Art. Sie wußte nämlich, daß der Suppe Hühnerbraten folgen würde, und da that das Herz ihr weh, denn sie liebte ja alle Thiere zärtlich und hatte unter den Hühnern ihre besonderen Lieblinge. Nun wußte sie, daß gerade von diesen eins geschlachtet sei und zu Mittag verspeist werden sollte. Mit traurigem Gesichtchen saß das kleine Ding bei Tisch und ließ seinen Braten unberührt vor sich stehen.

„Warum ißt Du nicht, Kind?“ fragte die Mama.

„Wenn die Maus satt ist, ist das Korn bitter,“ bemerkte die Großmama.

„Ich bin nicht satt,“ stammelte Hannchen, „aber ich kann den Hühnerbraten nicht essen, am Ende ist es mein Huhn, was ich aufesse, und das kann ich nicht.“

Der Mutter that es leid um das weiche kleine Herz, und sie sagte daher:

„Iß nur ruhig! Das Stück auf Deinem Teller ist gewiß nicht von Deinem Huhn; Dein Huhn war ja das allerkleinste, und was ich Dir gegeben habe, das war von dem größten Thier. Wahrscheinlich ist es von dem Hahn, der so zänkisch war und immer die anderen haßte.“

Und nun aß Hannchen, diesmal beruhigten Gemüths, ihren Braten auf, aber der bange Zweifel, ob sie nicht ein Lieblingshuhn zu essen bekäme, tauchte immer wieder in ihrem Herzen auf, wenn Hühnerbraten auf den Tisch kam, und am liebsten hätte sie ihn nie gegessen.

Nach dem Kaffee wurde beschlossen, gemeinsam einen hübschen Punkt an den hohen Ufern der Abau nicht weit von Hochfeld zu besuchen. Der Onkel Otto erklärte aber, wenn man nicht einen großen Umweg machen wolle, müsse man auf wenig gebahnten Pfaden durch den Wald fahren und dazu seien die eleganten, leichtgebauten Wagen seiner Nachbarn vollkommen unbrauchbar. Es könnten nur Leiterwagen benutzt werden, und wer nicht auf einem Strohsack sitzen wolle, der könne nicht mitfahren.

Es waren viele junge Damen unter den Gästen, und die lachten und meinten, der Strohsack sei ihnen nicht fürchterlich, wohl aber das Hineinklettern über die hohen Seitenwände der Erntewagen. Es war aber auch ein älterer Herr in der Gesellschaft, der etwas wohlbeleibt war und seine Bequemlichkeit liebte, obgleich er in seinen jungen Jahren ein tapferer Officier gewesen war und es bis zum Obersten gebracht hatte. Der legte feierlich Verwahrung gegen einen federlosen Wagen ein und erklärte, er würde in seiner eigenen kleinen Kalesche fahren. Wo ein Leiterwagen durchkäme, da käme er mit seinem Kutscher auch durch.

„Nun, wie Sie wollen, Obrist,“ sagte der Onkel Otto, „aber ich wasche meine Hände in Unschuld, und über Ihr Haupt kommen die Folgen.“

Als es an's Einsteigen ging, war die Verlegenheit der jungen Damen groß: die beiden vorgefahrenen Leiterwagen waren so hoch, daß nur allenfalls ein geschickter Turner sich mühelos über die Steddeln*) schwingen konnte. Man versuchte es auf diese und jene Weise; endlich mußte eine Gartenleiter herbeigeschafft werden, und nun kletterte ein Fräulein nach dem andern hinüber und suchte sich womöglich einen Mittelplatz auf einem Strohsack zu erobern aus Angst, beim Schwanken des Wagens hinauszusliegen. Endlich waren alle untergebracht, und der Obrist hatte sich Carls Vater zum Reisegefährten angeworben und fuhr mit ihm den beiden Leiterwagen hinterher.

Es war ein prachtvoller Sommertag, und der Weg durch den Wald war sehr hübsch; man war in bester Laune, lachte, neckte sich und sang muntere Lieder. Aber je weiter man kam, je mehr sah man ein, daß der Onkel Otto recht gehabt hatte, die Waldwege als schlecht zu bezeichnen. Sie waren sehr schmal und sehr holperig und hatten tief eingefahrene Gleise. Die großen Wagen ächzten oft und bogen sich, wenn die Räder bald nach rechts, bald nach links tiefer einsanken, und die muntere Gesellschaft mußte das Singen aufgeben, weil es gar zu oft durch Stöße und durch Aufstreifen einiger ängstlicher Damen unterbrochen wurde. Aber die Leiterwagen waren lang und fielen daher nicht leicht um, auch wenn es noch so schief ging. Da kam aber eine gar zu schauerhafte Stelle, wo Wurzeln und Steine in buntem Durcheinander im Wege lagen, so daß selbst der Onkel Otto, der den ersten Wagen eigenhändig kutschte, unsicher einen Augenblick schwankte,

*) Die Leitern.

ob es nicht besser wäre anzuhalten und auszustiegen. Aber er dachte an die Noth, die es beim Einsteigen gegeben hatte, und er beschloß, vorsichtig weiterzufahren. Er brachte seinen Wagen auch glücklich durch alle Gefahr, und der zweite Leiterwagen kam ebenfalls ohne Unfall hinüber, aber die elegante, kleine Kalesche des Obristen stieß an einen großen Stein, bekam einen Ruck, daß sie sich ganz nach einer Seite überneigte, und als der Kutscher durch ein rasches Vorwärtsfahren sich zu helfen suchte, da kam ein zweiter großer Stein unter das Rad und — plötzlich waren zwei Räder in der Luft, der Wagen lag auf der Seite, und die beiden Herren lagen nebenbei im Graben, Carls Papa unten und der dicke Obrist obendrauf.

Das war ein Schreck für die Kinder und auch für die Großen. Die Damen jammerten laut und wollten alle von ihren Plätzen herabspringen, um den Verunglückten zu Hülfe zu eilen. Aber als sie sahen, daß beiden Herren nichts geschehen und selbst am Wagen nichts gebrochen war, da gewann die Heiterkeit die Oberhand, und man konnte gar nicht mehr zu lachen aufhören. Der Onkel Otto aber, der seinen Schwager von dem auf ihm liegenden und wegen seines stattlichen Umfangs nicht leicht beweglichen Obristen befreit hatte, erzählte später immer:

„Der arme Kerl war ganz platt gedrückt, so daß ich ihn erst eine gute Weile wie Kringelsteig hin- und herrollen mußte, damit er wieder eine anständige Form bekäme.“

So schön dieser Sommer aber auch war, ganz ohne Regentage und ganz ohne dunkle Stunden konnte er doch nicht vergehen. Von Zeit zu Zeit ereignet sich selbst im sonnigsten Kinderleben ein trauriger Zwischenfall, und so erlebten die kleinen Städter auch in dem herrlichen Hochfeld hier und da ein bißchen Ungemach, das sie sich freilich meistentheils selbst zuzuschreiben hatten. Es konnte niemand Wunder nehmen, wenn Carl einmal tüchtige Schelte bekam, weil es ihm nach vielen mißglückten Versuchen endlich gelungen war, sich mit Onkel Ottos großem Brennglas ein Loch in die neuen Sonntagshosen zu brennen, oder wenn Alla einmal das Schreckliche begegnete, daß ihn der böse Gänserich in's Bein biß, weil er ihn mit einer Gerte geneckt hatte. Weniger schuldbewußt fühlte sich aber das kleine Hännchen, als sie eines Tages in ihrem hübschen runden Strohhut ein Blumenbeet angelegt und ihre Pflanzung mit der Gießkanne ordentlich begossen hatte. Sie hatte sich wirklich nichts Böses dabei gedacht. Der trockne gelbe Sand lief nur immer aus einander, und da war ihr der

Gedanke gekommen, ihn in dem Hut zusammenzuhalten. Sie war daher sehr traurig, als die Mama darüber böse wurde und ihr zeigte, daß der vormals weiße Hut jetzt ganz rothbraun geworden war. Ma hatte sich auch nichts Schlimmes dabei gedacht, als sie in den Taubenschlag kletterte, um zu sehen, ob die weiße Pfauentaube nicht schon ausgebrütet hätte, und mit sehr viel häßlichen Flecken auf dem hellen Sommerkleidchen wieder herunterkam.

Das Allerunangenehmste aber begegnete Carl. Er kam eines Tages sehr still und niedergeschlagen vom Hof herein zum Nachmittagskaffee. Sein schöner Milchkaffee und der Tante Ida frischgebackene Sauremilkuchen wollten ihm heute gar nicht schmecken. Er sah auch



so blaß aus, daß es der Großmama auffiel und sie ihn schärfer beobachtete. Erst war er nur blaß, dann wurde er allmählich gelb und grün, und plötzlich stellte sich das heftigste Erbrechen ein, und der Junge jammerte:

„Mein Kopf, mein Kopf, er thut mir so weh, und mir ist gräßlich zu Muth.“

„Bist Du gefallen?“ fragte die Mutter, die an eine Gehirnerschütterung dachte.

„Hast Du irgend was für Beeren gegessen, die Du nicht kanntest?“ fragte der Vater, dem eine Vergiftung vorschwebte; aber Carl verneinte alles.

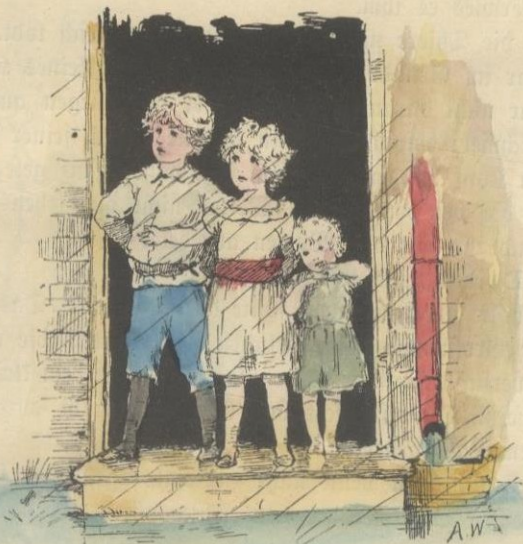
„Was hast Du denn gemacht, ehe Du hereinkamst?“ forschte die Großmama weiter.

„Ich war bei Indrit.“

Rathlos umstanden die Frauen den armen Kranken, der Dunkel

aber stand am Fenster und blickte über den Hof. Da kam Indrik gerade gegangen und hatte seine vielgeliebte kurze Pfeife zwischen den Zähnen. Der Onkel rief ihn an und ging hinaus, um mit ihm zu sprechen. Als er wieder hereinkam, da sagte er ganz gelassen:

„Ihr braucht Euch nicht weiter zu beunruhigen, die Sache ist sehr einfach; der Junge hat Indriks Pfeife versucht. Da ihm das Rauchen aber so schlecht bekommen ist, ist er wohl genug bestraft und wird es, meine ich, für die nächste Zukunft hübsch bleiben lassen.“ Das versprach der zerknirschte Carl auch mit größter Bereitwilligkeit.



Eines Tages regnete es vom Morgen bis zum Abend. Das war sehr langweilig, und noch langweiliger wurde es, als es auch am nächsten Tage nicht zu regnen aufhörte. Die Großen spielten schließlich Karten, Müllerschweinchen, um sich die Zeit zu vertreiben, und die Kinder machten merkwürdig viel Lärm und zankten sich dazwischen. Alle Augenblick kam eins oder das andere zu der Großmama mit der Frage: „Wird es nicht bald aufhören zu regnen?“ und die Großmama sagte dann: „Geht vor die Thüre und seht nach! Ihr seid nicht von Zucker und werdet von ein paar Regentropfen nicht aufschmelzen. Wenn so viel Blau am Himmel ist als ausreicht, um ein Paar Hosen daraus zuzuschneiden, dann hört es zu regnen auf.“

Natürlich liefen sie alle hinaus, nach dem Blau am Himmel zu sehen, und wenn sie dann hereinkamen, hatten sie gewiß ganz auffällig

schmutzige Stiefel und versetzten die arme Tante Ida in nicht geringe Aufregung durch die nassen braunen Fußspuren auf ihren schönen weißen Schenkerdielen.

Alla saß am Fenster, bummelte mit den Füßen und versuchte Fliegen zu fangen, deren es in diesem Sommer nicht wenige gab, und die bei dem trüben Regenwetter matt und gelangweilt an den Scheiben in die Höhe krochen. Dabei zerquetschte er sie meist jämmerlich und sah dann ruhig zu, wie sie noch eine Zeitlang auf dem Fensterbrett liegend mit allen ihren Beinen zappelten. Das bemerkte der Onkel und verwies es ihm.

„Quäle die Thiere nicht, schlag' sie lieber gleich todt.“

Alla war im Grunde ein sehr weichherziges kleines Kerlchen und hatte nur gar nicht daran gedacht, daß er die Fliegen quäle, daß sie überhaupt Schmerz empfänden; nun schämte er sich seiner Grausamkeit und ließ den Kopf hängen. Es kam ihm daher ganz gelegen, daß die Großmama, die bei dem trüben Wetter nicht gut sehen konnte, sich umwandte und ihn mit den Worten anredete:

„Alla, Du bist nicht vom Glaspuster.“

Alla sah sie groß an: was sollte das bedeuten? Das war wieder eine von der Großmama absonderlichen Redensarten, die er nicht verstand. Carl verstand sie schon besser und dolmetschte dem kleinen Bruder:

„Das heißt, Du bist nicht von Glas und nicht durchsichtig; Du sollst aus dem Dicht gehen.“

Das ließ sich Alla denn nicht zweimal sagen und schlüpfte aus der Stube. Des Onkels Wort vom Thierquälen aber behielt er fest im Sinn.

Am andern Tage hörte der Kleine, daß der Onkel das Stubenmädchen Lawise heftig schalt, weil sie beim Staubwischen auf seinem Schreibtisch ein wichtiges Papier verlegt hatte. Der Onkel war peinlich ordentlich mit seinen Sachen und konnte bei solchen Gelegenheiten sehr böse werden. Er hatte Lawise gerufen, und sie sollte ihm zeigen, wohin sie das fehlende Papier gelegt habe.

Das wollte ihr aber in der Angst und Aufregung nicht gleich einfallen, und sie fing darüber zu weinen an. Nun war Alla Lawisen ganz besonders zugethan, und als er seine Freundin in Thränen sah, da gingen auch seine Augen an überzugehen, und schluchzend kam er ihr mit dem glücklich gewählten Wort zu Hülfe:

„Aber, Onkel, quäle sie doch nicht so, schlag' sie lieber gleich todt.“



6. Capitel.

Luftgestalten.

annchen und Alphons pflegten Vormittags noch ein Stündchen zu schlafen, und wenn Carl bei Indrik war, blieb Illa bis zum Mittagessen sich selbst überlassen. Dann zog sie in den Garten und spielte dort, wo die Terrassen sich am steilsten erhoben und unter den alten Bäumen am Bach sich die Gräber einiger Lieblingshunde des Onkels befanden, ganz für sich allein die herrlichsten Spiele. Illa gehörte nämlich zu den Kindern, die sich mit eingebildeten, nur ihrer eigenen Phantasie entsprungenen Personen zu umgeben wissen und mit diesen wesenlosen Gestalten lange Gespräche führen und mit ihnen wunderbare Abenteuer erleben. Da war z. B. in dieser Gesellschaft ein ganz, ganz kleines Wesen mit Namen Katharinch, die den Posten einer liebsten Freundin und Vertrauten bekleidete, und ein kleiner Junge Rudi, der sich durch ganz besonders große Ungezogenheit auszeichnete; dann war da ein Herr Beberdax, der oft auf Reisen ging und daher nur hin und wieder von dem kleinen Mädchen erwähnt wurde. Wenn er aber von einer solchen Reise ins Märchenland heimkehrte, so brachte er Illa schöne Geschenke mit und erzählte ihr prächtige Geschichten von seinen Kämpfen mit Riesen und Zwergen, Drachen und anderen Ungeheuern. Hatte die Kleine einen besonders geformten Stein gefunden

oder eine ihr unbekannte Blume, ein hübsches Käferchen oder dergleichen, so sagte sie zu den Geschwistern:

„das hat mir Herr Beberdax mitgebracht,“

und Hannchen und Alphons glaubten wirklich lange Zeit an das Vorhandensein dieses geheimnißvollen, für sie unsichtbaren Freundes ihrer Schwester. Sie hörten sie ja mit ihm sprechen, auch wenn sie ihn nicht sahen. Nur Carl wollte nicht an ihn glauben und neckte die Schwester mit ihren „Einbildungen.“ Darum liebte sie es auch nicht, von ihm bei ihren Spielen und Gesprächen mit ihren Märchenfreunden ertappt zu werden, und war froh, in Hochfeld ein wenig besuchtes Plätzchen gefunden zu haben, wo sie ungestört mit diesen ihren Geschöpfen verkehren konnte. Zu denselben gehörte auch eine Familie Tinauster, die angeblich in Mitau in der katholischen Straße Nr. 18 wohnte und Illa sehr lieb und vertraut war. Bald ging sie in Gedanken zu ihnen, bald kamen sie zu ihr und wurden dann festlich empfangen und hoch bewirthet, das heißt immer nur mit Worten und nichts als blauer Luft. Eines Tages aber geschah ein furchtbares Unglück. Illa stürzte ganz erregt zu der Mama.

„Denke Dir doch, Mama! wir stiegen alle auf den Kirchthurm, den Thurm von der Trinitatiskirche, und Tinauster fiel herunter und schlug sich todt.“

„Na, Gott Lob, daß er todt ist,“ sagte die Großmama, die das mit angehört hatte, ganz aus Herzensgrund, denn ihr gefiel dieses Spielen der Enkelin mit ihren erfundenen Menschen gar nicht, und sie litt es nicht, wenn sie es hörte.

Tinauster war also todt, aber seine Frau und seine Kinder waren unverfehrt vom Kirchthurme heruntergekommen und lebten noch lange weiter, bis sie endlich mit Herrn Beberdax zu gleicher Zeit abgethan wurden. Das ging so zu.

Eines Tages ging Illa mit der Großmutter in Mitau auf der Straße, da fand sie, ohne daß jene es bemerkte, weil sie gerade mit einer Bekannten sprach, zwischen den Pflastersteinen ein kupfernes 1½ Kopfenstück, einen sogenannten Ferding. Sie hielt ihren Schatz wohlverborgen in der Hand und sann darüber nach, was sie wohl dafür kaufen könnte. Nicht lange darnach kamen sie an einem Bäckerladen vorbei, und Illa schoß der Gedanke an Pfefferkuchen durch den Sinn.

„Großmama, kann ich mir dafür einen Pfefferkuchen kaufen, eine Sohle?“ fragte sie.

Die Großmama, die wohl wußte, daß das Kind kein Geld be-
fessen hatte, als sie ausgingen, fragte dagegen verwundert:

„Wo hast Du das her?“

Ilja wollte ihrer Gewohnheit gemäß antworten:

„Herr Beberdag hat es mir gegeben,“ aber es fiel ihr plötzlich
ein, daß die Großmama diesen Namen nicht zu hören liebte, und sie
schluckte ihn rasch herunter und stammelte etwas Unverständliches
hervor, von dem die Großmutter nur das Wort „gegeben“ verstand.

„Wer hat Dir das Geld gegeben?“ fragte sie nun nochmals und
in strengerem Ton.

Jetzt war Ilja ganz verwirrt und dachte nur an das Eine, wen
sie an Stelle von Herrn Beberdag nennen könnte. Da fiel ihr hülfe-
suchender umherschweifender Blick auf einen in damaliger Zeit stadt-
bekannten jüdischen Bettler, der blödsinnig und halbgelähmt war und
allgemein „Jud' Dchs“ genannt wurde. Sie waren ihm vor Kurzem
begegnet, und nun kam er gerade wieder an seinem Krückstock um die
nächste Straßenecke gehumpelt.

„Jud' Dchs hat es mir gegeben,“ platzte Ilja jetzt hastig heraus.

„Jud' Dchs?“ wiederholte die Großmutter in höchstem Erstaunen,
„Kind, das ist ja ein Unsinn — er hat es vielleicht verloren, und Du
hast es aufgehoben?“

„Nein, er hat es nicht verloren, er hat es mir gegeben,“ versetzte
die Kleine lebhaft, denn sie fing an, um den Verlust ihres Schatzes besorgt
zu werden und wollte ihn sich um jeden Preis sichern. „Es ist mein Geld,
und ich will mir Pfefferkuchen dafür kaufen,“ schloß sie weinerlich.

„Und wenn er es Dir wirklich gegeben hat,“ sagte die Groß-
mutter, die keine Ursache hatte, an Ilja's sonst strenger Wahrhaftigkeit
zu zweifeln, „wie konntest Du von dem Bettler Geld nehmen! Du
gehst gleich hin und gibst es ihm wieder.“

Da half nun nichts, Ilja mußte gehorchen, denn jetzt hätte sie sich
zu sehr geschämt, die ganze Wahrheit zu bekennen. Da opferte sie
lieber den Ferkling und lieferte ihn dem alten jüdischen Bettler aus.

Aber Ilja hatte bisher wirklich nie eine Unwahrheit gesagt, und
diese erste Lüge lag ihr wie ein Bleigewicht auf der Seele. Als sie
Abends schlafen ging und ihr Gebet sprechen wollte, da hörte sie ganz
deutlich in ihrem Herzen eine Stimme, die sagte: „Du hast gelogen,
Du hast gelogen,“ und diese Stimme ließ sie nicht beten und nicht
einschlafen. Sie wälzte sich ruhelos in ihrem Bettchen hin und her
und fing endlich bitterlich zu weinen an.

Da kam die Mama ins Schlafzimmer und hörte das leise Weinen. „Was ist Dir geschehen, Kind?“ fragte sie freundlich theilnehmend und beugte sich über das Bett der Kleinen.

Zuerst kam keine Antwort, nur wurde das Weinen lauter, aber auf einiges Zureden erfolgte eine vollständige Beichte. Zwar war sie etwas zusammenhanglos, etwas überstürzt, aber eine Mutter versteht es schon, aus einzelnen Bruchstücken sich ein Ganzes zusammenzustellen, und so wußte auch Illa's Mama bald die ganze Geschichte, als ob sie mit dabei gewesen wäre. Sie war recht ernst geworden darüber, aber zuletzt hätte sie doch beinahe gelacht, als Illa damit schloß:

„Und nun sagt Herr Beberdag immer, daß ich gelogen habe.“

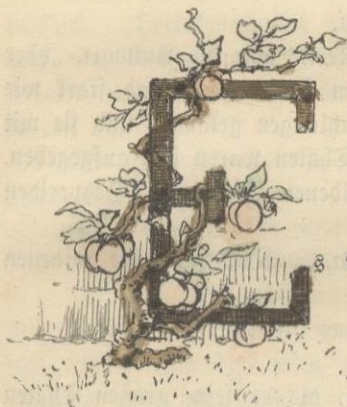
„Mein Kind, das sagt nicht Herr Beberdag, das sagt Dein eigenes Gewissen, und es ist gut, daß Du seine Stimme so deutlich hörst. Aber sieh, wenn Du immer nur an Deine von Dir selbst erfundenen Geschichten und Menschen denkst, so bildest Du Dir zuletzt ein, sie sprechen zu hören, wo doch etwas viel Höheres und Heiligeres in Dir spricht. Ich habe Dein Spielen mit diesen Tinaufers und Herrn Beberdag bisher ruhig geduldet und gedacht, es sei ein unschuldiges Spiel, nun hast Du aber heute erfahren, daß selbst etwas an und für sich Unschuldiges uns in Versuchung zum Bösen führen kann. Siehst Du das ein?“

„Ja, Mama.“

„Und meinst Du nun nicht auch, daß Du Dir daraus eine Lehre nehmen und dieses Spiel ganz aufgeben solltest? Schick Herrn Beberdag wieder auf Reisen, laß ihn all die Andern auch mitnehmen und sage ihnen, daß sie nie zurückkehren sollen. Du wirst auch ohne sie mit Deinen Geschwistern und Deinem Spielzeug sehr schön spielen können. Nicht wahr, mein Kind?“

„Ja, ja, sie können gehen,“ sagte Illa und beschrieb mit der Hand einen weiten Bogen in der Luft, als ob sie etwas von sich schiebe.

Das war das Ende ihrer Besuche aus dem Traumlande, denn von nun an sorgte die Mama durch geregeltere Beschäftigung dafür, daß ihr Töchterchen an andere Dinge zu denken bekäme. Das hinderte freilich nicht, daß zwischendurch noch manch wunderbarer Einfall in Illa's Kopf auftauchte und gar merkwürdige Spiele von ihr erfunden wurden, aber Herr Beberdag und Karlinchen und Tinaufers kamen nie wieder dabei vor. Aus blauer Luft waren sie gestaltet worden, in blaue Luft waren sie wieder zerronnen.



7. Capitel.

Ein Ausflug ins Märchenland.

Es war ein merkwürdiges altes Haus, in welchem augenblicklich die Eltern von Carl und Illa in Mitau wohnten. Von allen alten Häusern der Stadt war es vielleicht das älteste anständige Haus, winkelig und unbequem, mit kleinen Scheiben und kleinen Treppen. Es war daher auch nur als Nothbehelf angesehen und bloß für kurze Zeit bezogen worden. Für die Kinder aber war es ein herrliches Haus; gerade weil es so winkelig und absonderlich war, bot es ihnen wunderbare Spielplätze. Nur den einen Fehler hatte es in ihren Augen, daß die Großmama keinen Platz darin gefunden hatte und nun zeitweilig getrennt von ihnen wohnen mußte.

Aus einem der Hinterfenster dieses Hauses sah man in den Nachbargarten und gerade auf ein Aprikosenspalier. Aprikosen werden aber in Curland nur an ganz besonders geschützten Stellen reif und kommen daher selten vor. Die Kinder hatten nie welche gesehen und wußten nicht, wie die gelbrothen Früchte am Spalier hießen.

„Was glaubst Du, Carl,“ fragte Illa, „sind das Aepfel?“

„Nein, gewiß nicht, das ist ganz was anderes,“ meinte Carl und drückte, um besser sehen zu können, seine Nase so fest gegen die Fensterscheibe, daß an dem blanken Glase ein trüber Fleck entstand und die arme Nase ganz platt wurde.

„Was kann es nur sein?“

„Ich glaube, ich weiß es! Es werden die goldenen Äpfel der Hesperiden sein, von denen in der Mythologie steht, und die Hercules holen sollte,“ sagte Carl endlich nach reiflicher Ueberlegung. Er konnte schon lesen und hatte eben Kösselt's Mythologie mit großem Entzücken zu studiren begonnen. Illa hatte es noch nicht über das ABC gebracht, obgleich sie nur ein Jahr jünger war als der Bruder; aber sie hatte viel gekränkelt, und man wollte sie nicht mit dem Lernen anstrengen. Sie erkannte daher Carl's Ueberlegenheit willig an und ordnete sich ihm meist fraglos unter.

„Wer ist Hercules?“ fragte sie nun.

„Hercules, o, das ist ein famoser Kerl,“ war die Antwort, „oder eigentlich war er kein Kerl, sondern ein halber Gott und stark wie ein Löwe. Er hat mit Drachen und Schlangen gekämpft und sie mit seinen bloßen Händen erwürgt. Zwölf Thaten waren ihm aufgegeben, und eine davon war, daß er die goldenen Äpfel der Hesperiden holen sollte.“

„Wollen wir das spielen,“ sagte Illa, „und uns auch die goldenen Äpfel dort holen?“

„Ja, gut, ich bin Hercules, aber was bist Du?“

„Ich bin Hercules seine Frau.“

„Aber er hatte ja gar keine Frau, als er seine großen Thaten ausführte! Doch das schadet nichts, später heirathete er eine, die hieß Dejanira, und so kannst Du jetzt Dejanira sein. Aber wo bekomme ich ein Löwenfell her und eine Keule? denn weißt Du, er trug keine Kleider, nur ein Löwenfell um die Schultern, und er hatte auch kein Schwert, sondern bloß eine Keule.“

„Nimm das Rehfell, das unter Papa's Schreibtisch liegt, das ist doch ein wirkliches Fell, und ob es von einem Löwen oder einem Reh kommt, das ist ja einerlei.“

„Richtig, das ist sehr gut.“

„Und statt der Keule kann man einen Stock nehmen.“

„Nein, ein Stock sieht gar nicht wie eine Keule aus. Was Hercules in der Hand hat auf dem Bilde in der Mythologie, das sieht viel eher wie die Kartoffelstampfe in der Küche aus.“

„So nimm die.“

Gesagt, gethan, Carl hing sich den Rehfellteppich um die Schultern und holte sich die Kartoffelstampfe hinter dem Rücken von Kathrin aus der Küche, Illa nahm die weiße Gardine, welche über des kleinen Schwesterchens Wiege hing, das jüngst der Storch gebracht hatte, und

hüllte sich malerisch vom Kopf bis zu den Füßen da hinein. Nun waren Hercules und Dejanira fertig, früher jedoch, als er gedacht, stand der Held am Scheidewege.

„Wie kommen wir aber in den Garten zu den Aepfeln der Hesperiden?“ fragte Carl.

„Wir gehen über die Straße und durch die große Pforte nebenan, dann müssen wir in den Nachbarnshof und in den Garten kommen,“ sagte Illa.

„Das geht nicht, das ist viel zu einfach,“ meinte der Bruder bedenklich. „Hercules mußte erst weit umherwandern, bis nach Afrika, und viel fragen, und zuletzt die ganze Welt auf seine Schultern nehmen, und ganz zuletzt einen großen Drachen todt schlagen, dann kam er erst hin.“

„Im Hof nebenbei ist ein großer Hund, der kann der Drache sein,“ schlug Illa vor.

„Aber den darf ich nicht todt schlagen,“ warf Carl ein.

„Und er beißt auch am Ende.“

Das ging also nicht an, und die Kinder beschloßen lieber durch den großen Garten ihres eigenen Hauses zu wandern und dort Büsche und Bäume um den Weg zu fragen und zu sehen, ob man nicht irgendwo und irgendwie über den Zaun in den angrenzenden Garten gelangen könne.

Hand in Hand zogen sie muthig aus, den Weg nach dem Garten der Hesperiden zu suchen. Sie stiegen die Treppe hinab und gingen über den Hof, bis sie an eine Hecke mit einem Pfortchen kamen. Carl klinkte die Thür auf und fragte dabei:

„Ist dies der richtige Weg zu den goldenen Aepfeln?“

Die Pforte knarrte in ihren Angeln.

„Sie sagt: Laßt mich in Ruhe, ich weiß von nichts,“ übersezte Carl das Knarren. „Sie ist eine brummige, grobe, alte Person und will es uns nur nicht sagen. Dafür gebe ich ihr aber auch einen tüchtigen Nasenstüber!“ Und damit warf er die Thür mit aller Kraft ins Schloß, daß es dröhnte, und sie gewiß von der Erschütterung Kopfschmerzen bekommen hätte, wenn sie einen Kopf besaßen.

Nun wanderten die Kinder weiter, in den Garten hinein. Da standen rothe und gelbe und weiße Georginen in einem Beet.

„Wir wollen die Blumen fragen,“ schlug Illa vor, „die sehen so freundlich aus, die sagen es uns gewiß.“

Und die Georginen schaukelten sich leise im Herbstwind und

nickten alle mit den Köpfen nach einer Seite, als wollten sie sagen: „Geht dorthin, dorthin.“

Die Kinder verstanden den Wink und folgten ihm, sich in den schattigen Theil des Gartens wendend. Da flog ein Vöglein vom Wege auf und zwitscherte lustig dabei.

„Hörst Du, es sagt: folgt mir, folgt mir.“

Der Vogel flatterte auf einen Ast und hüpfte auf den nächsten und breitete endlich die Flügel weit aus und flog vor den Kindern her, die ihn nicht aus den Augen verloren, bis er mit einem Mal auf dem hohen Bretterzaun des Nachbargartens saß und lustig in den hellen Sonnenschein hinein sang.

Und gerade wo er sich niedergelassen hatte, bemerkten die Kinder jetzt eine Lücke in dem Zaun. Derselbe war schadhaft gewesen und wurde eben ausgebessert. Es war aber um die Mittagszeit, die Arbeiter hatten ihr Mahl gehalten und sich schlafen gelegt, da wo die Sonne am wärmsten schien. Sie schiefen fest und sahen die zwei kleinen sonderbaren Wanderer nicht, welche vorsichtig über die umherliegenden Bretter und Balken in den andern Garten stiegen und wohlgemuth auf den geschlängelten Riespfaden desselben ihres Weges zogen.

„Nun müssen wir bald da sein,“ sagte Carl, „siehst Du, da hinter jenem dichten Gebüsch steigt weißer Dampf auf, da liegt gewiß der feuerspeiende Drache. Aber fürchte Dich nicht, ich schlag' ihn todt.“

Mit diesen laut und drohend hervorgestoßenen Worten schwang der kleine Held seine Keule und sprang mit zwei Sätzen muthig um die scharfe Ecke, welche der schmale Laubgang hier bildete.

Aber die erhobene Keule entfiel seiner Hand, und wie festgebannt blieb er stehen, als er hinter dem großen grünen Busch, wo der weiße Dampf wirklich aufstieg, nicht einen greulichen Drachen erblickte, sondern einen freundlichen alten Herrn; der, seine Pfeife rauchend, vor dem Aprikosenspalier stand und eben die schönsten Früchte abpflückte.

Der alte Herr hatte die Worte: „ich schlag' ihn todt“, auch vernommen und sich nach dem Sprecher umgesehen; als er nun den Knaben mit dem Rehfell und der Keule und das kleine Mädchen im weißen Schleier erblickte, fing er an zu lachen und fragte neckend:

„Wen schlägst Du todt, doch nicht mich? Ich bitte Dich, laß mich leben und sage mir lieber, wer Du eigentlich bist?“

„Ich . . . ich . . . ich bin Hercules,“ stotterte Carl verlegen hervor.

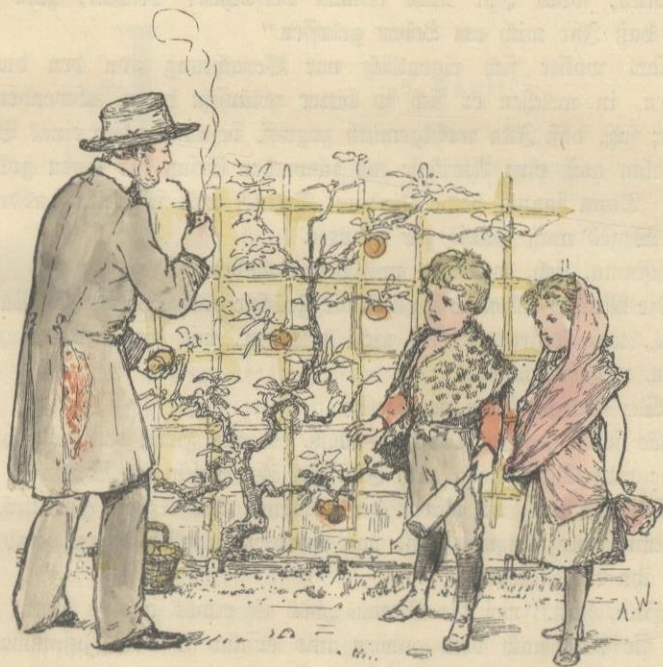
„Und Du?“ wandte sich der alte Herr an Ma.

„Ich bin Dejanira,“ antwortete die Kleine mit der Würde einer Königin.

„Und wo kommt Ihr her?“

„Von da,“ sagte Illa und wies mit dem Finger über die Schulter nach der Richtung des anderen Gartens.

„Ach so, nun verstehe ich — Ihr wolltet einmal sehen, wie es jenseits des Baumes aussieht?“



„Nein,“ sagte Carl, der sich mittlerweile von seiner augenblicklichen Verlegenheit erholt hatte, „wir wollten die goldenen Äpfel der Hesperiden holen, und ich hielt Dich für den Drachen, der sie behütet.“

Der alte Herr lachte, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen.

„So, auf meine Aprikosen war es abgesehen,“ sagte er und nahm plötzlich eine sehr ernste Miene an. „Weißt Du auch, daß ich Dich nun als ertappten Dieb ins Gefängniß stecken könnte?“

Aber die Drohung prallte wirkungslos an der Unbefangenheit der Kinder ab. Carl hatte aus der Rede des alten Herrn nur das eine herausgehört, daß die Früchte am Spalier Aprikosen seien.

„Das sind Aprikosen?“ fragte er mit sehr enttäuschter Miene, „und ich dachte, es wären die goldenen Äpfel des Hercules! Komm, Illa, dann können wir wieder gehen.“ Und beide Kinder wandten sich mit langen Gesichtern zum Gehen.

„Halt!“ rief da der alte Herr, „wißt Ihr auch, wie Aprikosen schmecken?“

„Nein,“ sagten die Kinder zu gleicher Zeit.

„Nun, wollt Ihr nicht einmal versuchen? Nehmt, zum Dank dafür, daß Ihr mich am Leben gelassen.“

Carl wollte sich eigentlich mit Verachtung von den dummen Dingen, in welchen er sich so bitter getäuscht hatte, abwenden; als er aber sah, daß Illa wohlgemuth zugriff, besann er sich eines Bessern und nahm auch eine Aprikose als schwachen Ersatz für einen goldenen Apfel. Dann sagten beide Kinder: „Dank,“ und stürmten davon, geraden Weges nach Hause zur Mutter.

„Mama, sieh, was wir uns geholt haben!“

Die Mutter erkannte sogleich die Früchte vom Spalier des Nachbargartens, nur konnte sie sich nicht erklären, wie die Kinder dazu gekommen, und fragte daher:

„Wer hat sie Euch gegeben?“

„Er selbst — der Drache — d. h. der alte Herr, dem sie gehören,“ erzählte nun Carl eifrig, und Illa fiel ihm rasch ins Wort:

„Wir dachten, es wären die goldenen Äpfel des Hercules, und der Baum war entzwei, und wir konnten hinübersteigen, und Carl wollte ihn todt schlagen.“

„Halt, halt,“ rief die Mama, „das ist etwas gar zu bunt.“ Nun fragte sie eins nach dem andern und erfuhr so den Zusammenhang der ganzen Geschichte. Zuletzt sagte sie:

„Da muß ich wohl hinübergehen und den alten Herrn von Groß um Entschuldigung bitten für Euer unberufenes Eindringen in seinen Garten.“

Illa aber meinte dagegen altflug:

„Das ist ganz unnütz, wir waren gar nicht unartig, und er hat sich gar nicht geärgert.“





8. Capitel.

Noch eine Enttäuschung.

Illa hatte eine kleine Cousine, Hella, welche sie sehr liebte, und mit welcher sie im regen Verkehr stand. Einen Sonntag Nachmittag ging Illa zu ihr, und am nächsten Sonntag kam Hella wieder zu Illa zum Besuch. Nun war sie noch nicht bei den Verwandten gewesen, seit diese in dem alten sonderbaren Hause wohnten, aber endlich war es Sonntag und Hella war gekommen und nahm alle Merkwürdigkeiten der Wohnung unter Carl's und Illa's Leitung in Augenschein.

Da war eine Stube, die hatte Parquet, auf dem konnte man Schlittschuh laufen, wenn die Mama erlaubte, daß man die zum Bohnen bestimmten Bürsten sich an die Füße schnallte, oder alte wollene Socken über die Stiefel zog. Gewöhnlich endigte freilich das Schlittschuhvergnügen damit, daß Einer hinfiel und sich eine Beule schlug. Aber das schadete nichts, das Vergnügen überwog den Schmerz bei Weitem. Und dann war da eine andere Stube, die hatte eine hohe Holztäfelung rund um an den Wänden und fußhohe Trittbretter vor den kleinscheibigen Fenstern, und drittens war da ein Gemach, dessen ganze eine Wand von oben bis unten mit Holz bekleidet war. In der Mitte dieser Holzwand befand sich eine Nische oder ein Alkoven und rechts und links davon je eine kleine Thür. In der Nische hatte gerade ein großes Bett Raum, und darin einmal eine Nacht schlafen zu dürfen, war Carl's sehnlichster Wunsch. Illa und Hella aber meinten, sie würden sich zu Tode ängstigen, wenn sie da ganz allein schlafen sollten, denn aus den Thüren zu Füßen und zu Häupten des Bettes kämen gewiß Gespenster.

„Gespenster,“ lachte Carl, „seid Ihr wirklich noch so dumm, an Gespenster zu glauben?“

„Nein,“ versicherten nun beide kleinen Mädchen, „wir glauben nicht an Gespenster — es giebt keine Gespenster — aber Diebe und Räuber und Mörder giebt es, und die könnten sich da hinter den Thüren versteckt haben.“

„Aber Du bist doch wirklich albern,“ wandte sich der Bruder nun zur Schwester, „wo sollen sie sich da verstecken, es ist ja hinter der einen Thür nur eine Treppe, die oben mit Brettern vernagelt ist, und hinter der andern ist nichts als Deine Puppenstube.“

„Ja richtig, meine Puppenstube, die muß ich Dir noch zeigen, Hella! Eine so schöne Puppenstube habe ich noch nie gehabt, sie ist nur ganz dunkel, aber wenn man die Thür offen läßt, ist sie hell genug.“

Und nun gingen die Kinder zu den Puppen. Es war hinter der Thür ein ganz kleiner rechtwinkliger Raum, eine Art großer Wandschrank, und den hatte die Mutter Ma eingeräumt und ihn mit allen Puppensachen ausgestattet. Da standen rundum die Bettchen, die Tische und die Stühle, auf denen steif mit weit von sich gestreckten Beinen Ma's Puppen thronten. In einer Ecke stand der kleine Kochherd mit dem dazu gehörigen Geschirr.

„Wollen wir kochen,“ schlug Carl vor, „das ist noch das einzige vernünftige Puppenspiel. Was Ihr sonst mit den Bälgern, den Puppen, vornehmt, das ist alles zum Sterben langweilig.“

Die kleinen Mädchen waren wohl sehr entrüstet über Carl's Grobheit gegen ihre Lieblinge, aber da er sich erbot, von der Mama Zucker, Eier, Mehl und Schmant zu erbitten und Spiritus für die Lampe zum Herd, so gingen sie endlich darauf ein, Pfannkuchen zu backen. Die ersten Kuchen verbrannten freilich oder blieben an der Pfanne kleben, weil man vergessen hatte, Butter in dieselbe zu thun, aber Carl aß auch die mißglückten auf, und endlich geriethen sie herrlich. Ebenso der Saft dazu, welcher aus einigen von Carl aus dem Garten geholten Johannisbeeren gekocht wurde.

Nun war das Mahl bereitet, und Hannchen und Ma und alle Puppen wurden feierlich dazu eingeladen. Es mußte aber noch der Tisch gedeckt werden, und dabei erwies es sich, daß in dem engen Raum der Puppenstube kein Platz für eine so große Tafelrunde war. Man mußte die Mama ersuchen, den Sophatisch im Wohnzimmer benutzen zu dürfen, um neben jedes Kind eine Puppe setzen zu können.

„Vor dem Essen wollen wir aber auch ein Tischgebet sprechen,“ sagte Hella, die ein sanftes, frommes Kind war.

„Wartet noch ein bißchen,“ rief Illa, „Röschen ist noch nicht fertig, ich wollte ihr zu der großen Gesellschaft das neue Kleid anziehen und sie noch einmal abwaschen.“

Röschen war nämlich die Lieblingspuppe, denn sie hatte einen Porzellankopf und konnte gewaschen werden, während die andern Puppen nur die zu damaliger Zeit allgemein gebrauchten Pappköpfe besaßen, welche man höchstens mit etwas Del abreiben konnte, wenn sie gar zu schmutzig geworden waren.

Hella und Hannchen gingen geschäftig Illa zur Hand, um die Puppen für die feierliche Gelegenheit auszuputzen. Carl stand so lange wie auf Kohlen, die Pfannkuchen wurden ja ganz kalt, und nun sollte noch gebetet werden, ehe man aß! Da kam ihm ein rettender Gedanke: er ging von Platz zu Platz und sprach bei jedem den kurzen Vers des Tischgebets. Als er eben die Runde gemacht hatte, kamen die kleinen Mädchen mit ihren Puppen angerückt, und triumphirend rief er ihnen entgegen:

„Ihr könnt gleich essen, ich habe für alle fertig gebetet.“

Die Andern ließen sich diese Stellvertretung ruhig gefallen, und man nahm das selbstbereitete Mahl mit unendlichem Wohlgefallen zu sich. Als es aber beendet war, erklärte Carl, jetzt genug von dem dummen Puppenspiel zu haben: „Ich habe nur Euch zu Gefallen mitgespielt, dafür müßt Ihr nun aber auch mir zu Gefallen ein vernünftiges Spiel spielen, z. B. Verstecken.“

Die übrige Gesellschaft stimmte ihm zu, und Illa schlug vor, daß Carl suchen solle. Sie wußte nämlich einen herrlichen Versteck, den sie Hella zeigen wollte, und daher lag ihr daran, daß Carl suche. Er war es auch zufrieden und ging in die Küche, damit den Andern das ganze Haus zur Verfügung stände.

Nun zog Illa die kleine Cousine sofort nach der zweiten Thür neben dem Ofen, schloß sie behutsam auf und zeigte Hella, daß sich dahinter eine Treppe nach dem anderweitig vermieteten obern Geschoß befand. Die beiden Kinder schlüpfen ein paar Stufen hinauf und schlossen die Thür hinter sich.

„Komm bis ganz nach oben,“ flüsterte Illa, und suchte erstiegen die kleinen Mädchen im Dunkeln Stufe nach Stufe, bis sie mit ihren Köpfen an die Dielenbretter des dritten Stockwerks stießen. Da kauerten sie sich nieder und saßen mäuschenstill.

Auf einmal hörten sie wunderbare Töne über sich. Es klang beinahe, als ob eine Menschenstimme sänge, aber dann brummte es wieder im tiefsten Bass, fast wie ein wildes Thier.

Ein paar Sekunden horchten die beiden Kinder mit zurückgehaltenem Athem, dann ergriff sie eine furchtbare, unbestimmte Angst, und plötzlich stürzten sie die Treppe hinunter, rissen die Thür auf und schrieten aus Leibeskräften:

„Carl, Carl, komm und hör', was das ist!“

„Wo?“ fragte Carl.

„Oben, über der Treppe, aber komm nur mit und hör' selbst,“ sagte Illa und klammerte sich an des beherzteren Bruders Arm. Hannchen und Alla kamen auch herzu, und alle fünf kletterten wieder die Stufen hinan und lauschten. Richtig, sie hörten es alle, es sang und brummte über ihren Köpfen.

„Das ist ein Bär, der da brummt,“ sagte Carl überzeugungsvoll, „aber was da singt, das ist kein Mensch, das ist eine Violine.“

„Ja,“ stimmten die Andern bei, „ein Mensch spielt die Violine, und ein Bär brummt dazu.“

„Vielleicht will er ihn abrichten zum Tanzen oder zu andern Kunststücken,“ meinte Carl.

„Am Ende riecht aber der Bär, daß wir hier sind und bricht durch und frißt uns auf,“ flüsterte die furchtsame Hella angsterfüllt.

„Frißt uns auf,“ wiederholten Hannchen und Alla, huschten eiligst die Treppe hinunter und schlugen die Thür hinter sich zu. Die drei Größern aber blieben im Dunkeln oben, wie von einem Zauberbann umfangen. Es graufte ihnen, aber in dem Grauen lag doch wieder ein eigner Reiz.

„Wer wohnt da oben?“ fragte Hella.

„Da wohnt ein kleiner, alter Mann, der eine blaue Brille trägt. Ich bin ihm gestern auf der Bordertreppe begegnet,“ sagte Carl.

„Das ist gewiß ein Hexenmeister oder Zauberer,“ meinte Illa mit großer Bestimmtheit, „ein gewöhnlicher Mensch wohnt doch nicht mit einem Bären zusammen.“

„Ach, wenn wir ihn doch sehen könnten,“ seufzte Carl, „wie fangen wir es nur an?“

Da öffnete sich unten die Thür und Hannchens helle Stimme rief hinauf: „Hella muß nach Hause gehen, ihr ist nachgeschickt worden.“

Ueber dem nun folgenden Ausbruch und Abschied wurde der Bär

vergessen — vergessen wurde es auch, der Mama oder Edde, die sonst das volle Vertrauen der Kinder besaß, die Entdeckung der wunderbaren Geheimnisse des obern Stockes mitzutheilen.

Am andern Tage erst fiel es den Kindern wieder ein, daß sie gestern etwas Seltsames erlebt hätten, und sie begaben sich rasch das dunkle Treppchen hinauf, um zu erhorchen, ob es oben wieder singe und brumme. Es war aber alles todtenstill. Lange saßen sie und warteten und grauten sich vor dem, worauf sie warteten. Endlich meinte Carl:

„Das ist langweilig, hier so still zu hocken! Ich werde einmal die Küchentreppe hinaufgehen und sehen, ob man nicht da irgendwie in die Zimmer gucken kann.“

Nach einiger Zeit kam er zurück: „Es ist alles leer und still oben. Die Hinterthür war verschlossen, aber sie hat ein sehr großes Schlüsselloch, und man kann dadurch sehr gut in die Zimmer hinein sehen.“

„Hast Du den Bären gesehen?“ fragte Illa.

„Nein, ich sage Dir ja, es ist alles leer und still. Vielleicht schlafen sie noch alle beide.“

Am Nachmittage knieten Carl und Illa auf den Stühlen, welche auf den hohen Fenstertritten standen, und sahen auf die Straße hinaus, die Heimkehr der Mama erwartend. Da näherte sich dem Hause ein kleines, dürres Männchen mit einer blauen Brille.

„Das ist er!“ rief Carl in höchster Aufregung.

„Wer?“

„Der Zauberer von oben — richtig, er tritt in's Haus — hörst Du ihn die Treppe hinaufsteigen? Jetzt geht es oben gewiß wieder los, komm, wir wollen horchen.“

Die Kinder huschten auf ihren Lauscherposten. Sie hörten den alten Mann oben gehen, dann vernahmen sie ein flirrendes Geräusch, als ob ein Bund Schlüssel zur Erde fiel.

„Hörst Du,“ sagte Carl, „der Bär ist an einer Kette, die hat er jetzt losgemacht, und da — da geht die Musik an.“

Nun hatte die Neugier aber ihren Höhepunkt erreicht, und die kleinen Forscher konnten sie nicht mehr unthätig ertragen. Sie mußten wenigstens den Versuch wagen, ob es nicht möglich wäre, etwas zu erspähen, nicht bloß zu hören, sondern auch zu sehen. Sachte stahlen sie sich zur Küchentür hinaus und gelangten plötzlich an das Schlüsselloch der obern Hinterthür. Carl guckte zuerst hindurch. Er konnte

den alten Mann vor einem Notenpult sitzen sehen, aber er hatte keine Violine im Arm, sondern nur einen Stock oder so dergleichen und hielt zwischen seinen Knien ein braunes Ding, das Carl nicht recht erkennen konnte, weil der alte Herr ihm den Rücken zuwandte. Ob das wohl der Bär war?

Alle diese Beobachtungen theilte der kleine Junge flüsternd der Schwester mit, aber Illa wollte das nicht genügen, sie wollte selbst sehen, und sie stieß daher hastig Carl von dem Guckloch fort. Carl jedoch wollte sich nicht so rasch fortdrängen lassen und hielt sich mit



aller Kraft an der Thürklinke fest. Da gab dieselbe ganz unerwartet nach — die Thür flog auf, und über einander rollten die beiden Kinder in die Stube des alten Mannes.

Sprachlos vor Verwunderung starrte er sie an und rückte seine Brille hin und her, weil er seinen Augen nicht trauen wollte. Aber im nächsten Augenblick standen die so formlos Eingedrungenen wieder auf den Füßen und hatten schneller als der überraschte alte Musikus die Sprache wiedergefunden.

„Wir wollten nur den Bären sehen,“ stieß Carl hervor.

„Welchen Bären?“ fragte der Alte, von einer Verwunderung in die andere fallend.

„Hältst Du keinen Bären hier oben gefangen?“ platzten nun beide Kinder zugleich heraus.

„Ich, einen Bären? wie kommt Ihr nur darauf?“

„Aber was brummt hier denn, wenn Du spielst?“ fragte Illa sehr enttäuscht, sich in dem schmucklosen Raum umblickend, in welchem auch keine Spur von einem Meister Pöz zu entdecken war.

„Was da brummt? Ich weiß es nicht — meint Ihr vielleicht die tiefen Töne meines Cellos?“ und der alte Mann fing an den Kindern vorzuspielen. Aufmerksam lauschten sie und verwandten dabei keinen Blick von seinem Instrument. Es war richtig, was da sang und was da brummte, es war nichts anderes als das Violoncell zwischen den Knien des alten Mannes! Und nun erlagen die märchenvollen kleinen Köpfe von Neuem einem Zauberbann. Aber diesmal war es kein toller Spuk, der sie bethörte, sondern die Macht der Töne, die sie gefangen nahm.

Der Alte spielte und spielte, und regungslos vor ihm stehend hörten die Kinder zu, bis Eddens Stimme sie endlich aus dem Wunderreich der Musik zur Wirklichkeit zurückrief. In aller Eile theilten sie dem alten Cellisten noch mit, wie sie hießen und wer sie wären, und gaben ihm zum Abschied die tröstliche Versicherung: „Wir kommen auch bald wieder.“

Dieses Versprechen hielten sie auch getreulich die kurze Zeit hindurch, welche ihre Eltern noch in dem alten Hause wohnten. Das währte aber nicht lange mehr.



9. Capitel.

Freie Erfindungen.



n einem der nächsten Sonntage gingen nicht nur Illa, sondern wie es manchmal geschah, auch Carl, Hannchen und Illa zum Besuch zu Hella. Das war immer ein ganz besonderes Vergnügen, denn Hella und ihr Bruder Hermann besaßen sehr schöne Spielsachen, und ihre Mutter, die Tante Lina, war eine prächtige Tante, welche es wie selten Jemand verstand, Kinder durch freundliches Eingehen auf ihre Gedanken und durch allerlei andere kleine Dinge zu beglücken. So zeichnete sie ihnen z. B. mit großer Geschwindigkeit und Zierlichkeit Bilder zum Anmalen und Durchstechen. Illa's Mama verstand nur ein Haus, einen Tannenbaum und ein Storchennest zu zeichnen, aber Tante Lina konnte außer Häusern und Bäumen noch allerliebste Blumen, Vögel und Schmetterlinge zu Stande bringen. Je nach Wunsch zeichnete sie diesem einen Strauß Maiglöckchen und Stiefmütterchen und jenem einen Kranz von Heckenrosen und Vergißmeinnicht, und immer flatterte über den Blumen ein zierlicher Schmetterling. Wenn nun die Kinder von wilden Spielen müde und erhitzt sich vor dem Nachhausegehen ausruhen sollten, dann bekam jedes eine solche Zeichnung, eine Nadel und ein Fissen, und genau nach jedem

Strich des natürlich nur in Umrissen hingeworfenen Bildes wurde Punkt bei Punkt dasselbe „durchgestochen“. Hielt man eine dieser Art behandelte Zeichnung zwischen ein Licht und eine dunkle Wandfläche, so hob sich das Bildchen wie in Goldschrift von dem schwarzen Hintergrund ab, und das machte den Kindern Freude.

Auch hatte Tante Lina eine wundervolle Handkammer, in der es stets zwei Dinge zum Naschen gab: erstens in Zuckersyrup getauchte und hinterher gedörrte süße Birnen, und zweitens Honig und Nüsse in Menge.

Außerdem gab es noch ein Gebiet im Hause, welches eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens für die Kinder gewährte. Das war die Werkstatt des Onkel Stephan. Nach Amt und Beruf war der Onkel Jurist, aber in seinen Mußestunden drehelte er und hobelte er trotz eines Tischlermeisters. Auch sein kleiner Sohn Hermann verstand schon ganz geschickt mit dem Handwerkszeug umzugehen. Da konnten denn die Vetter und Cousinen sich in der Werkstatt herrliche Lockperrücken von den langen Hobelspänen verfertigen, dem gewandten Onkel Stephan bei der Arbeit zuschauen und sich zwischendurch damit vergnügen, das Rad der Drechselbank in Bewegung zu setzen.

Der Onkel hatte auch ganz reizende Spielsachen für seine Kinder selbst verfertigt. Da waren z. B. zwei Häuser, eins gehörte Hermann und war ein Stall, das andere gehörte Hella und war eine Küche. In beiden fehlte nicht das Geringste von all dem Geräth, das in einem wirklichen Stall und in einer wirklichen Küche anzutreffen sein muß. Wollte man damit spielen, so hob man das Dach des Hauses ab und zog die Vorderwand heraus, dann wurden alle Schätze des Innern sichtbar. Vier Pferde standen im Stall, und im Wagenschauer daneben gab es einen Leiterwagen und eine Telegge mit allem Anspann. Wagen und Pferde, das vollständige Geschirr bis zur langen Peitsche des Kutschers herab, alles war auf das Sauberste und Dauerhafteste vom Onkel Stephan selbst gemacht. Und in der Küche gab es das reizendste Kochgeräth von Kupfer, Messing und Porcellan: Kuchenformen und Waffeleisen, Nudelrolle, Wagschale, Pfannen und Casserollen, nichts fehlte. Das hatte die Tante Lina alles von einer Reise für ihr einziges Töchterchen aus Deutschland mitgebracht, und der Papa hatte das Haus dazu angefertigt.

Außer diesem zierlichen Spielzeug besaßen aber Hella und Hermann auch noch andere derbere Sachen, und darunter befand sich namentlich ein riesiges Schaukelpferd, das so große weitgeschweifte

Schaukelbretter hatte, daß man „bis in den Himmel“ flog, wenn man sich auf die starken Stäbe setzte, welche vorn und hinten die beiden Wippen verbanden. Auf diese Weise konnten drei Kinder zu gleicher Zeit schaukeln, zwei saßen auf den Stäben vor dem Kopf und vor dem Schwanz des Pferdes, und das dritte in der Mitte rittlings auf dem Gaul. Illa hatte für dieses Schaukelpferd eine wahre Leidenschaft, und da sie und der Vetter Hermann gerade dasselbe Gewicht hatten, saßen sie immer auf den Stangen zwischen den Schaukeln einander gegenüber und wippten ohne Aufhören so hoch, als es nur gehen wollte. Wenn sie es gar zu toll trieben, dröhnte und zitterte der ganze Fußboden und Hella, die viel mädchenhafter und ängstlicher als ihre wilde Cousine war, gerieth in die größte Angst, daß sich das Pferd überschlagen könnte. Sie rief dann wohl ihre Mama herbei, dem Unwesen zu steuern, und die Tante Lina hatte für solche Gelegenheiten einen Spruch, den sie, mit dem Finger drohend, ihrer kleinen Nichte vor sagte:

„Luischen war ein wildes Kind,
Fast wilder noch als Knaben,
Schlug alle Lehren in den Wind,
Die ihm die Eltern gaben.“

So lautete der Anfang, und das Ende besagte, wie schlecht es Luischen schließlich ergangen sei. Mit diesem unartigen Luischen verglichen zu werden, gefiel nun Illa gar nicht. So that der schöne Vers stets seine Wirkung und brachte Illa vom Schaukelpferd herunter.

Hella und Illa liebten sich von Herzen, aber einmal bekam sogar ihre treue Freundschaft durch das Schaukelpferd einen Riß. Hella wollte Puppen spielen, und Illa wollte mit Hermann schaukeln. Da wurde Hella ärgerlich und sagte empfindlich:

„Es scheint, Du bist heute nicht zu mir, sondern zu dem Schaukelpferd gekommen.“

Das nahm aber Illa gewaltig übel, warf den Kopf auf und verlangte nach Hause zu gehen.

„Meinetwegen kannst Du gehen, ich habe heute doch nichts von Dir,“ sagte Hella, und nun fing Illa an zu weinen. Erst der Vermittelung der Tante Lina gelang es, den Frieden wieder herzustellen.

„Du darfst aber nie mehr sagen, daß ich das Schaukelpferd besuche — ich bin kein Pferd und komm’ nicht zu dem Pferde, sondern zu Dir und zu Hermann,“ erklärte Illa, und Hella küßte sie und ver-

sprach, nie wieder etwas so Ehrenrühriges von ihrer liebsten Freundin zu sagen.

Nun waren also an einem schönen Sonntage Carl, Illa, Hannchen und Alla zu Hella und ihren Brüdern zu Besuch gekommen, denn außer Hermann hatte die Tante Lina noch zwei kleine Jungen, die aber für gewöhnlich von den ältern Kindern kaum mitgezählt wurden, weil sie bei Weitem jünger waren.

„Was spielen wir heute?“ das war die wichtigste Tagesfrage.

„Wollen wir wieder einmal Kungs-Bucks*) spielen,“ schlug Hermann vor. „Es war ein so hübsches Spiel. Wißt Ihr noch, wir bauten Ställe für die Böcke und für die Schafe, und dann gingen alle auf die Weide, und die Hauptböcke, Carl und ich, stießen mit den



Köpfen gegeneinander und kämpften, wer der Anführer der Herde sein sollte, und Carl siegte und wurde Kungs-Bucks.“

„Dazu sind wir aber jetzt zu groß,“ meinte Hella, „wir können doch nicht mehr auf Händen und Füßen umherlaufen wie damals.“

„Ja,“ sagte Carl, „das ist wahr, das schickt sich nicht mehr für die Mädchen. Aber wir können das Spiel etwas ummachen. Kungs-Bucks braucht ja nicht durchaus ein Bock zu sein, und statt mit den Köpfen gegen einander zu stoßen, können Hermann und ich als Ritter mit Schwertern kämpfen. Wer siegt, ist König und heißt Kungs-Bucks. Er wählt sich dann eine Königin, und die Andern sind Ehrendamen, Ritter, Page u. s. w.“

„Aber wir haben keine Kronen,“ warf Hella ein, „und nur ein Schwert statt zwei.“

„Das thut nichts,“ meinte Carl, „ich fechte mit einem Stock, und

*) Lettisch: Kungs = Herr, König, Bucks = Bock.

die Krone ist erst später nöthig, wenn der Kampf entschieden ist. Jetzt bauen wir erst eine Tribüne für die Zuschauer, und Ihr könnt so lange einen Kranz für den Sieger besorgen und Euch auch etwas ausputzen.“

Das geschah denn auch. Die kleinen Mädchen suchten bunte Tücher, Schleier und dergleichen zusammen und schmückten sich damit auf das Schönste. Hella, als die Älteste, flocht rasch einen grünen Kranz, und Carl und Hermann ritten auf Steckenpferden gegen einander und fochten wacker, bis Carl als Sieger aus dem Turnier hervorging.

Nun wurde feierlich die Krönung vollzogen und dem Könige dabei eine rothe Bettdecke als Purpurmantel um die Schultern geheftet. Er wählte sich darauf Hella zur Königin, und in festlichem Zuge zog dann die ganze Schaar, nach der Größe paarweise geordnet, durch alle Zimmer zum Banquet. Das hatte die Tante Lina unterdessen zugestrichelt und es bestand aus Rüssen und Honig. Die Knaben bekamen jeder einen Ruskacker, und die Mädchen machten die Kerne rein. Tapfer wurde da geschmaust. Zuletzt erklärte Carl:

„Ich kann nicht mehr Rüsse knacken, ich habe schon Blasen an den Händen,“ worauf Hermann seufzend zustimmte: „Und ich habe schon vom Rauhen Blasen an den Zähnen.“

Darüber war es spät geworden, und die kleinen Gäste wurden von Johann abgeholt. Als sie sich in ihre Mäntel hüllten, sagte dieser zu Hannchen:

„Fräuleinchen, ich habe Ihnen noch ein Tuch mitgebracht und für Fräulein Illachen eine Canaille.“

„Es heißt: eine Camaille,“ verbesserte Illa würdevoll, indem sie sich die damals so genannte Mantille umlegen ließ, Carl und Hermann aber wollten sich über Johans Ausdruck vor Lachen ausschütten, und dieser selbst hielt daran fest, so oft er auch noch Zurechtweisungen darüber erfuhr.

Tücher und Camailen waren übrigens an diesem Abend sehr nöthig, denn es war recht frisch geworden, und die Kinder waren alle erhitzt. Tante Lina erlaubte daher auch nicht, daß eins von ihnen trinke. Sie war in diesem Punkte sehr ängstlich, und Carl meinte verdrüsslich im Nachhausegehen:

„Es wäre sehr schön bei Tante Lina, wenn ich nur ein Kameel wäre und Wasser in meinem Magen hätte. Dann brauchte ich nicht so zu dursten.“

Hermann war an das Dursten mehr gewöhnt und ertrug es mit mehr Gemüthsruhe. Er ging auch heute schlafen, ohne vorher getrunken zu haben. In der Nacht um fünf Uhr aber wachte er plötzlich auf und besann sich, daß er habe trinken wollen und seine Mutter es nicht erlaubt habe. Rasch schlüpfte er aus dem Bett, lief im Nachthemde zu der sanft schlummernden Mama und weckte sie mit der unschuldigen Frage:

„Kann ich jetzt trinken?“

Die arme Tante Lina wußte nicht recht, wie ihr geschah, und ob sie sich über ihres Sohnes Gehorsam freuen oder sich über die Störung ihres süßen Morgenschlafes ärgern sollte, zog aber zuletzt vor, über die kindliche Einfalt zu lachen.

Das Kungs-Bucks-Spiel hatte den Kindern allen so gefallen, daß sie beschlossen hatten, es am nächsten Sonntag wieder zu spielen und noch weiter auszuspinnen. Namentlich sollte für reichere und vollständigere Kleidung gesorgt werden. Man wollte für König und Königin „wirkliche“ Kronen aus Goldpapier verfertigen und für die Ehrenfräulein Häubchen mit langen Schleiern. Und dann mußte man für die Ritter ordentliche Schwerter schaffen und eine Trompete und einen Wappenrock für den Herold u. s. w. Mit diesen Vorbereitungen verging die ganze Woche sehr schnell und angenehm. Die Mütter und die Großmama halfen gern mit und opferten dazu alte weiße Musselgardinen und rothe, gelbe und blaue Stoffreste zu Umhängen und Schleppen, gaben auch einige Kopfen her zu Pappe, Gold- und Silberpapier.

Die Kronen geriethen wundervoll, waren rundum spitz ausgezackt und hatten vorn in der Mitte je einen großen Edelstein, d. h. ein rundes Stückchen blaues oder rothes Papier. Das blaue Papier in der Krone der Königin stellte einen Saphir vor, das rothe in der Königskrone einen Rubin, und auch der Schleier der Königin und diejenigen ihrer Damen strotzten von solchen Edelsteinen.

Zu Weihnachten schenkte dann der Onkel Stephan den Knaben noch wunderhübsche, von ihm selbst gepappte Schilde und Brustharnische mit den schönsten Wappenthieren geschmückt — hier ein goldener Löwe, dort ein silberner Adler — und Carls Papa sorgte für entsprechende Helme dazu.

Immer reicher und bunter gestaltete sich der Aufzug, mit welchem das Kungs-Bucks-Spiel eingeleitet wurde, immer weiter wurde der Rundgang in den schönen Trachten ausgedehnt, denn die größte Be-

wunderung erntete der Maskenstaat stets in der Küche bei den Dienstboten, immer kühner wurden aber auch die Erfindungen der Kinder, wenn es galt, irgend ein anspruchsloses Kleidungsstück in ein Prachtsgewand umzuwandeln. Ein runder Leinwandkragen wurde z. B. mit dicken Kommas von Tinte verziert und stellte dann königlichen Hermelin vor; aber auch ganz ohne irgendwelche handgreifliche Dinge wurde mit einem Wort aus dem Nichts die herrlichste Kleidung hervorgezaubert. Man sagte einfach: „Ich trage heute blauen Sammet,“ und die Mitspielenden waren verpflichtet, das graue Wollenröckchen für blauen Sammet anzusehen. In dieser Beziehung war das kleine Hannuchen am erfindungsreichsten und erklärte eines Tages sogar:

„Ich habe heute ein Reitkleid von Bernstein an!“

Uebrigens war es nicht ausgemacht, daß auf den Maskenaufzug stets ein Turnier folge. Königs gaben auch andere Festlichkeiten. Einmal war es ein Tanz, ein anderes Mal war die Taufe einer kleinen Kage der Mittelpunkt der ganzen Geschichte, wieder ein anderes Mal gab es eine Theateraufführung und einmal sogar eine Puppentrachtung.

Es war ein herrliches Spiel, dieses Kungs-Bucks.





10. Capitel.

Erster Unterricht.

un waren sie wieder umgezogen und wohnten von neuem mit der Großmama in einem Hause, im Erdgeschoß die Eltern mit den Kindern und eine Treppe hoch die Großmutter.

Das Haus hatte unendlich viel Ge-
laß. Es waren da nicht nur sehr viele Zimmer rechts und links vom Eingang, in welchen auch die Treppe nach oben mündete, sondern außerdem noch Hofraum und Garten und eine Menge Nebengebäude, wie Wagenschauer und Stallraum, Waschküche und Kollkammer, Klete*) und Holzställe. Das Haus umschloß mit seinen beiden langen ein-
stöckigen Flügeln ein kleines Blumengärtchen. All die Nebengebäude lagen zu beiden Seiten eines ungepflasterten Hofes, und hinter dem-
selben kam noch ein großer Obst- und Gemüsegarten. Da gab es Spiel-
raum für die Kinder und Platz, sich zu tummeln, in Hülle und Fülle.

Oben neben den Zimmern der Großmama lag noch eine große Stube zum Garten hinaus, und da hinein zog jetzt eine neue Haus-
genossin. Die Kinder hatten eine Lehrerin erhalten und sollten nun
alle Tage regelrechten Unterricht haben.

Als sie zuerst davon hörten, waren sie gar nicht sehr erfreut darüber, weil sie sich unter einer Lehrerin eine böse, alte Dame vor-
stellten mit einer Brille auf der Nase und einem Lineal in der Hand. Nun kam es aber anders. Eines Tages führte ihnen die Mama ein
hübsches, freundliches, noch sehr junges Mädchen zu und sagte dabei:

*) Vorrathskammer.

„Das ist Fräulein Bertha, Eure Lehrerin, ich hoffe, Ihr werdet ihr immer hübsch gehorsam sein,“ und Fräulein Bertha reichte jedem die Hand und redete ihn mit seinem Namen an. Da schwand die Scheu vor der „Lehrerin“ und sie wurden binnen Kurzem so vertraut mit ihr, daß es Hännchen und Alla oft nicht gelingen wollte, sich ihr gegenüber des förmlichen „Sie“ zu bedienen, und sie sich alle Augenblick auf solchen Redensarten ertappten wie:

„Fräulein Bertha, wirst Du uns heute auch mitnehmen, wenn Du spazieren gehst?“ und dergleichen mehr.

Die meisten Stunden hatte die Lehrerin Carl zu geben, der bisher, nachdem er bei der Mama lesen gelernt hatte, mit Hella gemeinsam von einer Tante unterrichtet worden war. Alla fing erst jetzt an, regelmäßig zu lernen, obgleich sie bald acht Jahr alt wurde, und sie fand es recht schwer, das Lesen zu erlernen. Es geschah immer noch zuweilen, daß sich ihr alle Buchstaben eines Wortes in die Runde drehen und sie sie rathlos so lange anstarrte, bis etwas ganz Verkehrtes herauskam und sie z. B. H...A...U...S plötzlich „Sau“ las. Es war eine furchtbare Plage, das Lesenlernen, und Carl, der alles rasch begriff, erklärte ein Mal über das andere mit vollster Uebersetzung:

„Alla ist dumm.“

Schließlich glaubte Alla es selbst, namentlich als das Einmaleins, mit welchem man damals den Rechenunterricht einzuleiten pflegte, ebensowenig in ihren Kopf gehen wollte wie das Lesen. Ja, das Einmaleins war noch viel schrecklicher und preßte dem kleinen Mädchen manchen Seufzer und manche Thräne aus. Es brachte Alla sogar manchmal in recht sinnlosen Zorn, und dann flog das Buch, aus dem sie lernen sollte, nicht eben sanft in eine Ecke der Stube oder erhielt ein paar derbe Püffe. Bis sechs mal sechs ging es endlich recht gut, ja diese Zahl machte Alla sogar Spaß, denn sie konnte dabei an einen Spruch der Großmama denken, die so zu sagen pflegte:

„Sechs mal sechs ist sechsunddreißig,

Ist der Mann auch noch so fleißig,

Und die Frau ist liederlich,

Geht die Wirthschaft hinter sich.“

Dafür aber waren 7, 8 und 9 entsetzliche Zahlen! Alla sah sie geradezu für ihre persönlichen Feinde an und empfand etwas wie Haß gegen dieselben. Als es aber endlich Fräulein Berthas unermüdlicher

Geduld und Freundlichkeit gelungen war, dem kleinen Mädchen das Lesen und das Einmaleins beizubringen, da war es, als ob in dem bisher fest vernagelten Kinderkopf ein Niegel losgeschoben worden, und die Thore des Verständnisses sich mit einem Mal geöffnet hätten. Nun faßte Illa alles rasch und holte mit großer Geschwindigkeit ihre Altersgenossinnen ein, die ihr früher weit vorausgeeilt waren. Ja, sie bekam sogar mit der Zeit eine gewisse Vorliebe für das Rechnen.

Einzelne Stunden gab Fräulein Bertha Carl und Illa gemeinsam, an andern nahm auch Hella Theil, und wieder andere, wie z. B. biblische Geschichte, hörte auch Hannchen freiwillig mit an. Ebenso übte die Geographie auf die Kleine eine besondere Anziehungskraft aus, und sie stellte sich eifrig stets zur dazu festgesetzten Stunde im Schulzimmer ein. Dabei geschah es denn nun freilich manchmal, daß Hannchen etwas sonderbare Zwischenfragen that, welche die ältern Geschwister und selbst die Lehrerin zum Lachen brachten.

So sollte Illa eines Tages die Bewegung der Erde um die Sonne und um ihre Achse beschreiben und verwechselte dabei die Himmelsgegenden, was Fräulein Bertha Anlaß gab zu der Zurechtstellung:

„Am Morgen ist die Sonne im Osten, und am Abend ist sie im Westen.“

„Und wo trinkt sie Nachmittags Kaffee?“ fragte da Hannchen ganz ernsthaft, denn sie hatte das zufällig von der Lehrerin gebrauchte „ist“ von „essen“ abgeleitet.

Zuweilen meldete sich Hannchen in der Religionsstunde auch, um ein geistliches Lied, das die Geschwister gelernt hatten, ebenfalls aufzusagen. Sie habe es von Illa gehört und verstehe es sehr gut. Sie kannte es in der Regel wirklich, aber manchmal nahm sie doch kühne Veränderungen mit dem Text vor. Statt: „Jesu, geh voran auf der Lebensbahn,“ sagte sie z. B. „Jesu, geh voran auf der Eisenbahn.“

Da das fünfjährige kleine Ding immer traurig wurde, wenn Fräulein Bertha es fortschickte, weil die Geschwister solche Stunden hatten, denen es nicht folgen konnte, so richtete man ihm schließlich auch ein Schreibheft ein und ließ es Buchstaben malen. Hatte Hannchen dann eine Seite besonders schön geschrieben, so setzte Fräulein Bertha mit rother Tinte ein „Sehr gut“ darunter und machte dadurch das Kind sehr glücklich und stolz.

Dagegen war aber Hannchen nicht zu bewegen, sich an den französischen Sprechstunden der Geschwister zu betheiligen, so viel Ueber-

redungskunst auch aufgeboten wurde, sie zum Mitsprechen zu bringen. Hannchen schwieg beharrlich, wenn sie einen französischen Satz nachsagen sollte. Endlich ließ sie sich einmal herbei, Fräulein Bertha auf eine Frage mit einem sehr nachdrücklichen: „Moi ne peux pas“ zu antworten, als aber diese den errungenen Vortheil zu verfolgen suchte und ihr vorhielt, daß sie sehr wohl könnte, wenn sie nur wollte, da sagte Hannchen noch nachdrücklicher: „Moi ne veux pas“, und dabei blieb es für lange Zeit.

Desto fließender mußte Hannchen die biblischen Geschichten zu erzählen. Nach der Stunde trug sie dieselben gewöhnlich Alla vor, an dem sie einen nie ermüdenden Zuhörer fand, der auch an den oft sonderbar gewählten Ausdrücken der kleinen Schwester nie einen Anstoß nahm. Ihm fiel es nicht auf, wenn Hannchen von Adam und Eva sagte, sie seien aus dem Paradiese gestoßen worden, weil sie darin gar zu viel „Unfug“ getrieben hätten, und den Untergang von Sodom und Gomorrha beschreibend das kühne Wort dafür gebrauchte „Sodom und Gomorrha kippten um“, oder wenn sie in gerechter Entrüstung über die Brüder Josephs dieselben „wahre Kröten“ betitelte.

Die Unterrichtsstunden in der alten Geschichte erregten übrigens auch häufig genug Born und Empörung bei den ältern Geschwistern. Diese oder jene geschichtliche Persönlichkeit zog sich ihre Liebe oder ihren Haß zu, und wenn Bruder und Schwester verschiedener Ansicht über die Verdienste zweier kämpfenden Theile waren, so wuchs ihre Parteinahme bis in's Leidenschaftliche und verursachte manchen Streit zwischen ihnen. Alla focht z. B. mit Hektor und den Trojanern gegen die Griechen und Carls Helden Achill, und ebenso verherrlichte sie später Hannibal und haßte die Römer, für welche Carl sich begeisterte. Ja, es kam eines Tages sogar soweit, daß Alla sich in ihrer Heftigkeit zu Thätlichkeiten gegen den Bruder hinreißen ließ, weil derselbe „ihren Hektor“ verhöhnt hatte. Carl war so unvorbereitet auf den Uebergang vom Wortgefecht zum Handgemenge, daß er sich der „wilden Raube“ gar nicht recht zu erwehren wußte und erst zur Besinnung über die Sachlage kam, als Alla ihre beiden Hände fest in sein buschiges Haar gefaßt hatte und seinen Kopf hin und her schüttelte — alles um ihn dazu zu zwingen, zuzugeben, daß Hektor wenigstens ebenso tapfer gewesen sei wie Achill! Mit einem kräftigen Ruck befreite Carl seinen Kopf, aber o weh, in Allas festgeschlossener kleiner Faust war ein ganzer „Flusch“ brauner Haare zurückgeblieben! Das empörte

Carl auf das Aeußerste, und wer weiß, wie weit dieser böse Zwist noch gediehen wäre, wenn nicht der Vater Illa's wilden Angriff auf den Bruder zufällig mit angesehen hätte. Er war über die Leidenschaftlichkeit seiner kleinen Tochter sehr erschreckt und betrübt; wohl hatte er gelegentlich die Mutter darüber klagen gehört, daß Illa so leicht außer sich gerathe und dann nicht recht wisse, was sie thue, aber gesehen hatte er es bisher nicht, denn er war als Geschäftsmann viel außer dem Hause oder in seinem Arbeitszimmer beschäftigt. So kam es auch, daß er nicht oft sich um die Erziehung der Kinder kümmerte, so lange sie klein waren, und nur bei außerordentlichen Fällen, wie dieser, selbst eingriff.

Er schickte Illa für den Rest des Tages auf ihr Zimmer und hieß sie vor dem Schlafengehen in sein Schreibzimmer zu ihm kommen. Da sprach er lange und ernst mit ihr. Er hielt ihr Gottes Gebot der Sanftmuth und Geduld vor und zeigte ihr, wie sie den Frieden ihrer Seele, ihr eignes Lebensglück und das Behagen ihrer ganzen Umgebung zerstöre, wenn sie nicht lerne, die große Leidenschaftlichkeit ihrer Empfindungen, das zornige Aufbrausen bei jeder Kleinigkeit zu zügeln und zu beherrschen, und forderte von ihr das Versprechen, daß sie sich bemühen wolle, mit festem Ernst diesen bösen Fehler, die Heftigkeit, zu bekämpfen. Illa war jetzt alt genug ihn zu verstehen, und seine Worte machten einen viel tieferen Eindruck auf sie als alle früheren Strafreden der Mutter und der Großmutter, die meist nur die augenblickliche Unart gerügt hatten, ohne auf die Ursache derselben hinzuweisen. Diese Unterredung mit dem Vater brachte erst dem Kinde zum Bewußtsein, daß es in sich selbst etwas zu bekämpfen habe, und in jener Stunde erwachte zum ersten Mal der Wunsch in ihm, Herr über sich selbst zu werden.

Seitdem gab Illa sich Mühe, sich nicht durch jeden kleinsten Anreiz zu heftigem Ausfahren verleiten zu lassen, und wenn es auch oft nicht gelingen wollte, wenn sie sich auch hundert Mal darnach wieder hinreißen ließ, so blieb ihr doch jetzt von jedem solchen Mal ein Stachel im Gewissen zurück, der sie beunruhigte und zu erneuter Wachsamkeit anspornte. Und der Papa sah diesen stillen Kampf und half seiner kleinen Tochter manchmal mit rechtzeitiger Warnung, einem Kopfschütteln, einem aufgehobenen Finger oder einem halbblauen Wort. Dann flog ein Blick des Einverständnisses zwischen Vater und Kind hin und her, und in beider Herzen glühte die Liebe zu einander nur um so stärker empor.

Eines Tages sprach Illa den Wunsch aus, ein Taschenmesser zu besitzen, und der Papa hörte es.

„Du sollst es haben,“ sagte er, „aber nicht umsonst, Du sollst es Dir verdienen.“

„Wodurch?“ fragte Illa, ganz roth vor Freude und Spannung.

„Heute ist Freitag,“ fuhr der Vater fort, „wenn Du eine ganze Woche hindurch bis zum nächsten Freitag nicht ein einziges Mal heftig gewesen bist, so gebe ich Dir ein hübsches Messer, das Dir dann in Zukunft als Erinnerungszeichen dienen kann. Du mußt aber selbst aufpassen und mir nur an jedem Abend sagen ob der Tag glücklich abgelaufen ist. Ich weiß, auf Deine Wahrhaftigkeit kann ich mich verlassen.“

Nun gab Illa gut Acht auf sich, und Tag um Tag ging dahin, und sie konnte Abends melden: „Noch ist alles gut.“ Mit welchem Stolz und welcher Freude kam sie am siebenten Tage zum Papa, um Gute Nacht zu sagen, da sie zu gleicher Zeit sagen konnte:

„Papa, ich habe das Messer verdient!“

Es war ein Messer mit drei Schneiden in weißer Fassung, das sie damals von ihrem Vater erhielt. Hoch hielt sie es in Ehren und konnte es nach langen Jahren noch ihren eigenen Kindern zeigen und denen erzählen, auf welche Weise sie es erlangt hatte.





11. Capitel.

Angewandte Schulweisheit.

unweilen kam es auch vor, daß in den Unterrichtsstunden Dinge berührt wurden, welche die Kinder im Augenblick ohne Frage als ganz selbstverständlich aufnahmen, die ihnen aber später, wenn sie entweder selbst nach den erhaltenen Lehren handeln wollten oder Andere denselben zuwider handeln sahen, Kopfbrechen und Zweifel verursachten. Da konnten sie dann sehr eifrig werden und in ihren Ansprüchen an wörtliche Erfüllung eines Gebotes oft recht weit gehen.

Eines Tages sah Hannchen, wie Johann die Messer putzte und sich dabei ein Liedchen pfiff. Sie beobachtete ihn eine Weile sehr genau und schüttelte endlich mißbilligend den Kopf.

„Johann, Du arbeitest gar nicht genug,“ sagte sie tadelnden Tones.

„Aber Fräuleinchen, die Messer sind ja ganz blank — und der Herr und die Frau sind mit mir zufrieden.“

„Das ist aber doch noch nicht genug. In der Bibel steht: „Du sollst dein Brod im Schweiße deines Angesichts verdienen,“ aber ich habe noch nie gesehen, daß Dir der Schweiß von der Stirn läuft bei Deiner Arbeit.“

Johann wurde darüber ganz nachdenklich, kam aber schließlich auf eine gute Ausflucht:

„Warten Sie nur, Fräuleinchen, bis zum Sommer, jetzt ist es nicht mehr heiß genug dazu.“

Damit beruhigte sich denn auch Hannchen und sorgte sich nicht weiter um Johann's Seelenheil.

Dagegen tauchten aber einige Zeit nachher in Carl's und Illa's Seele bange Zweifel an der Zulässigkeit von ihrer Mutter Thun auf und veranlaßten ein langes Gespräch zwischen ihnen. Illa fragte den Bruder:

„Hör', Carl, wir haben den Spruch gelernt: „Sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe“ — ist es nun recht, daß Mama immer am Abend vorher schon mit Kathrin über das Mittagessen von morgen spricht?“

„Ja,“ sagte Carl, „daran habe ich auch schon gedacht, es ist gewiß nicht recht, und ich weiß gar nicht, wie der Spruch Mama nicht selbst dabei einfällt.“

„Es ist schon so lange her, daß sie biblische Geschichte gelernt hat, da hat sie ihn wohl vergessen.“

„Sollen wir sie daran erinnern? Es wäre doch schrecklich, wenn sich der liebe Gott über ihre Unfolgsamkeit ärgerte.“

„Aber wenn wir Mama sagen, daß etwas, was sie alle Tage thut, nicht recht ist, dann ärgert sie sich am Ende über uns. Was sollen wir nur dabei machen?“

„Mir fällt etwas ein,“ meinte darauf Carl nach einigem Nachdenken. „Kathrin sagt, wenn sie nicht weiß, was sie thun soll, schlägt sie die Bibel auf, und der Vers, welcher ihr dann zuerst in die Augen springt, der enthält jedes Mal eine richtige Antwort auf ihre Frage. Wollen wir das auch versuchen.“

Und gedacht, gethan. Carl und Illa holten sich eine Bibel und machten ab, Illa solle sie auf das Gerathewohl aufschlagen, und Carl solle den ersten Vers, den sein Blick treffe, laut lesen. Die heilige Schrift öffnete sich beim Buch Hiob, Capitel 39, und Carl las Vers 13:

„Die Federn des Pfauen sind schöner, denn die Flügel und Federn des Storchs“

Rathlos starrten die Kinder sich an:

„Was sollen wir mit dem Vers anfangen?“ fragte Illa flehentlich in äußerster Enttäuschung.

„Ja, das verstehe ich auch nicht,“ seufzte Carl.

Da ging die Thür auf und die Großmama kam herein.

„Was macht Ihr mit der Bibel?“ fragte sie, „das ist kein Spielzeug.“

„Wir haben auch nicht damit gespielt,“ versicherte Carl, „wir wollten uns nur einen Rath holen, aber jetzt werden wir nicht klug daraus. Großing, kannst Du uns sagen, was das heißen soll?“ und er wies der Großmutter die fragliche Stelle vor.

„Erst erzählt mir, was Ihr wissen wolltet,“ sagte die Großmutter.

Das war nun eine heikle Frage, und keins der Kinder wollte zuerst mit der Sprache herausrücken, aber zuletzt erfuhr die Großmama doch, worum es sich gehandelt. Immer ernster wurde ihr Gesicht dabei, und fast unwillig blickten die klugen dunklen Augen unter den buschigen Brauen auf die beiden Kinder nieder. Ganz schuldbewusst wurde ihnen unter diesem ernsten Blick zu Muth, und Carl stotterte endlich ganz verlegen hervor:

„Ich dachte — ich dachte, wir würden eine andere Antwort bekommen.“

„Ein Kalbhuhn denkt auch,“ sagte da die Großmutter, und die Kinder wußten nun, daß sie eine Dummheit gemacht hatten, denn diese Redensart brauchte die Großmama nur, wenn sie damit sagen wollte, daß das was einer „gedacht“ habe, etwas sehr Albernese gewesen sei. Und nun setzte die alte Frau ihren Enkeln auseinander, daß in dem Bibelspruch unter den Sorgen für den andern Tag etwas anderes verstanden sei, als der Mutter fürsorgliche Essensbestellung, die zu ihren Hausfrauenpflichten gehöre, und bei der es ganz gleichgültig sei, ob sie am Morgen früh oder Abends vorher gemacht werde. Dagegen sei es aber ganz unerlaubt, das Wort Gottes so zu benutzen, wie Kathrin und die Kinder es gethan. Das sei Aberglauben, nicht Frömmigkeit. Sie sagte ihnen auch, daß sie nicht zu Richtern über ihre Eltern gesetzt wären, und zeigte ihnen, wie sie sich von einem Irrthum in den andern hätten verleiten lassen.

Aufmerksam und beschämt hörten die Kinder ihr zu. Dann aber gingen sie geraden Weges zu Kathrin und hielten der mit großem Ernst vor, was die Großmama über das Bibelausschlagen gesagt hatte. Ob es mit Erfolg geschah, das bleibt dahingestellt.

Fräulein Bertha war eine eifrige Spaziergängerin und ging jeden Tag bei jedem Wetter wenigstens eine Stunde spazieren. Carl und Illa begleiteten sie dabei fast regelmäßig, Hannchen und Alla aber wurden nur zuweilen mitgenommen, da sie noch langsam gingen und leicht ermüdeten. Es war daher für sie stets eine Art Belohnung, wenn sie mit dabei sein durften. Sie hingen sich dann recht fest an

die „liebe Bertha“ und kauften die Zeit des Spazierganges noch recht durch allerlei Gespräche und Erzählungen aus.

Eines Tages sagte Fräulein Bertha: „Heute scheint die Sonne so hell, heute wollen wir einen hübschen Ausflug vor das Thor machen. Hannchen hat sehr gut geschrieben, da nehme ich sie und Alla auch mit.

Und sie gingen die Poststraße hinunter, an der Armenkirche vorbei und ein gutes Stück auf der Chaussee nach Elley zu. Es war wirklich ein herrlicher Tag, und die Kinder freuten sich des schönen Wetters, lachten und schwatzten unaufhörlich. Da fragte Hannchen die Lehrerin:

„Hör', Fräulein Bertha, wie alt bist Du?“

„Neunzehn Jahr,“ sagte diese.

„Und wie viel älter bist Du als ich?“

„Vierzehn Jahr.“

„Aber wenn ich zwanzig Jahr alt bin, werde ich dann älter sein als Du?“

Fräulein Bertha lachte: „Nein, das geht nicht an, ich bleibe immer vierzehn Jahr älter als Du, und wenn Du zwanzig bist, bin ich vierunddreißig.“

„Schade,“ sagte Hannchen, „ich hätte Dir so gern Stunden gegeben, und dann hätte ich immer „sehr gut“ untergeschrieben.“

Auf dem Rückwege sagte Bertha: „Nun kommt das Hübscheste, wir wollen einmal den Kirchhof besuchen.“

Sehr enttäuscht blickten Alla und Hannchen sich an, und letztere meinte altflug:

„Das habe ich doch noch nie gehört, daß ein Kirchhof ein Vergnügungsort ist.“

„Ja,“ sagte Alla, ich auch nicht, ich dachte, wir gingen auf den Jahrmarkt.“

„Aber heute ist ja gar kein Jahrmarkt,“ warf Alla ein.

„Aber ich dachte so,“ beharrte Alla, der gern das letzte Wort behielt.

Die Gräber auf dem Kirchhof prangten noch im Schmuck der Herbstblumen und sahen so freundlich aus, daß man hätte meinen können, in einem großen Garten zu sein. Nur gestattete Fräulein Bertha nicht, daß die Kinder zwischen den Hügeln hin liefen und laut sprachen. Sie führte sie zu einem Grabe mit einem einfachen Kreuz und sagte:

„Da drunten schläft mein Vater.“

„Ist er schon lange todt?“ fragte Carl.

„Ja, schon viele, viele Jahre.“

„Und Du hast ihn so lange nicht gesehen,“ sagte das weichherzige Hannchen mit klaren Augen.

„Aber ich weiß, daß er beim lieben Gott im Himmel ist, denn er war sehr gut hier auf Erden.“

„So bitt' doch den lieben Gott, daß er die Engel einmal den Himmel etwas aufblasen läßt, damit Du hineingucken und Deinen Papa wiedersehen kannst,“ schlug Hännchen treuherzig vor.

Alla schüttelte dazu nachdenklich den Kopf: „Der Himmel ist sehr hoch; wenn die Engel ein Loch in die Wolken blasen, fällt Bertha's Papa am Ende herunter und zerschlägt sich.“

Darüber fingen die andern Kinder zu lachen an, nur Alla blieb ernsthaft und fragte nach einiger Zeit:



„Fräulein Bertha, Sie sagten doch, am jüngsten Tage würden die Menschen hier auf Erden auferstehen.“

„Ja, so steht es in der Bibel.“

„Aber dann bleibt ja der liebe Gott ganz allein im Himmel, und wie furchtbar wird er sich dann langweilen!“

Seit diesem ersten Gang auf den Kirchhof begleiteten die Kinder ihre Lehrerin sehr gern dorthin und brachten Blumensträuße und Kränze mit, um ihr das Grab ihres Vaters damit schmücken zu helfen. Aber endlich waren alle Blumen verblüht, und weißer Schnee lag fußhoch auf der Erde. Weihnachten war gefeiert worden, und am ersten Feiertage schien die Sonne so verlockend hell, daß Fräulein Bertha, als sie aus der Kirche nach Hause kam, einen grünen Kranz fertig machte und sagte, sie wolle ihn noch vor dem Mittagessen auf

den Kirchhof tragen. Alle Kinder baten, mitgehen zu dürfen, und da das Wetter so schön war, wurde es ihnen auch gestattet.

Wie sah der Kirchhof jetzt so anders aus als zur Sommerzeit! Keine Blume rings umher, nur hier und da ein Kranz von Tannengrün und Moos auf den schneebedeckten Hügeln. Aber jeder Baum und jeder Strauch war von Reiffrost umspinnen, als ob der Winter zum Ersatz für das Laub, das er ihnen genommen, allen Aesten und Zweiglein ein glänzendes Geschmeide umgehängt hätte. Reizend sah es aus in den flimmernden Sonnenstrahlen, die so goldig auf dem reinen Weiß bligten. Blau und wolkenlos spannte sich der Himmel darüber, der Schnee knisterte bei jedem Schritt, sonst war alles feierlich still in dem weiten Todtengarten.

Als Bertha den Kranz auf ihres Vaters Hügel niedergelegt hatte, bemerkte sie, daß Alla etwas aus seiner Paletottasche zog und es tief in den Schnee auf dem Grabe steckte.

„Was hast Du da?“ fragte sie erstaunt.

„Ich wollte Deinem Papa doch auch etwas zu Weihnachten schenken,“ antwortete der Kleine, „da habe ich ihm einen Apfel und einen Pfefferkuchen mitgebracht.“

Bertha fand nicht das Herz, das Kind durch Abweisung seiner Gaben zu kränken, und ließ dieselben da liegen, wo der kleine Junge sie hingelegt hatte. Dabei war ihm aber etwas Schnee in seinen Pelzhandschuh gekommen, und er klagte über kalte Hände, bis Fräulein Bertha ihm die Handschuhe auszog und ihm ihren Muff statt derselben gab.

Am Abend beim Schlafengehen betete Alla wie gewöhnlich seinen Spruch: „Lieber Gott, mach mich fromm,“ aber die zweite Hälfte: „daß ich in den Himmel komm,“ ließ er weg.

„Warum sagst Du das Verschen nicht zu Ende?“ fragte die Mutter.

„Weil ich nicht in den Himmel kommen will,“ war die blüندية Antwort.

„Aber warum denn nicht?“

„Weil es im Himmel kalt ist.“

„Wer hat Dir denn das gesagt?“

„Niemand hat es mir gesagt, ich weiß es selbst. Bertha's Vater ist im Himmel, und als wir heute auf den Kirchhof gingen, da brachte ich ihm einen Apfel, und als ich ihm den gab, da wurden meine Hände ganz kalt. Und jetzt will ich nicht mehr in den Himmel kommen, ich will nicht frieren.“





12. Capitel.

Frankheit und Genesung.

Es war im Herbst, als eben die Äpfel zu reifen begannen, da kam Hella eines Tages etwas zu früh zu einer Stunde, die sie mit Carl gemeinsam haben sollte, und Illa schlug ihr vor:

„Komm mit in den Garten, wir wollen uns Obst zum Frühstück sammeln.“

Das ließ sich Hella nicht zwei Mal sagen, und die beiden kleinen Freundinnen liefen über den Hof in den großen Garten und suchten die über Nacht abgefallenen Äpfel und Birnen auf. Sie fanden aber zu ihrem Leidwesen, daß dieselben meistens noch unreif und ungenießbar waren. Illa legte alles, was noch hart war, in ihre Schürze, aber was ein gutes Frühstück versprach, das kam in ihren schönen, neuen Schulbeutel von dunkelrothem Sammet, den die Großmama ihr geschenkt hatte.

Während Hella und Illa nun so durch den Garten strichen, kamen sie auch an eine Stelle, wo ein großer Pflaumenbaum aus dem Nachbargebiet seine fruchtbeladenen Zweige über den Zaun hängen ließ.

„Sieh nur,“ sagte Illa, „die Pflaumen des Juden sind schon ganz reif, und unsere sind alle noch hart.“

„Sie haben hier mehr Sonne als eure, die auf der andern Seite des Gartens stehen,“ meinte Hella ganz verständig.

„Was meinst Du, wenn wir einige von diesen abpflückten?“

„Aber sie gehören doch nicht euch, sie gehören dem Juden nebenan.“

„Ach was, der Jude weiß gewiß nicht, daß so viele hier über unsern Zaun hängen. Wenn sie abfallen, fallen sie in unsern Garten, und wir werden sie doch nicht auflesen und ihm hinübertragen. Was wir in unserm Garten finden, gehört doch uns.“

„Aber es sind noch gar keine abgefallen.“

„Morgen sind gewiß viele abgefallen, da hat es nichts zu sagen, wenn ich heute ein paar abschüttelte.“ Und Illa schlug an einen der am reichsten besetzten Aeste und steckte ohne Gewissensbisse die herabfallenden Pflaumen in ihre Schultasche.

Da ließ sich Carl's Stimme vernehmen, der die Mädchen zur Stunde hereinrief. Eilig folgten sie dem Ruf und saßen bald in ihre Arbeit vertieft am Schultisch. Aber es währte nicht lange, so hob Illa den Kopf in die Höhe und sagte mit schwacher Stimme:

„Ich weiß nicht, was mir ist, mir ist mit einem Mal so schwindlig und so heiß und so übel,“ und dabei brach sie in Thränen aus und zitterte in Fieberschauern.

Bertha führte sie rasch zur Mutter hinunter, die das Kind genauer betrachtete und dabei auf Brust und Hals einen rothen Ausschlag entdeckte. Nun mußte Illa gleich ins Bett, und es wurde nach dem Doctor geschickt, der den Ausschlag für Masern erklärte. Wenig Stunden darnach war Illa ganz besinnungslos und lag in wilden wüsten Fieberphantasien.

Am andern Morgen lag auch Carl masernkrank im Bett, und wieder einige Tage später legten sich Hannchen und Alla nieder, selbst das kleine Alicechen blieb nicht verschont. Und alle fünf Kinder waren sehr schwer krank. Bei den jüngsten gefellten sich böse Lungenentzündungen zu den Masern, und der treue Hausarzt, der vielgeliebte „Doctoronkel“ verlangte das Hinzuziehen eines zweiten Arztes.

Dieser war noch ein junger Mann, aber das Haar auf seinem Scheitel hatte sich bedenklich gelichtet. Als er nun sein Ohr an Hannchens Brust gelegt hatte, um auf das rasselnde Geräusch darin zu horchen, bemerkte das Kind diesen Umstand und fragte nach des Doctors Entfernung die Mutter:

„Mama, mausern die Menschen auch?“

„Nein, mein Kind, wie kommst Du auf diesen Einfall?“

„Ja, warum hat denn der neue Doctor kein Haar oben auf seinem Kopf? Ich dachte, es wäre vielleicht so bei ihm wie bei Hella's Canarienvogel, der hatte auch einen kahlen Kopf, als er mauserte.“

Es war eine schwere, trübe Zeit, die nun über die ganze Familie

hereinbrach. Da gab es Tags über verdunkelte Stuben, Nachts brannten dagegen die Lämpchen in vier Krankenzimmern. Bei ihrem matten Schein gingen die Mama und Edde oder die Großmama, Bertha und die alte Tante Sophie auf den Fußspitzen von einem Kinderbettchen zum andern. Hier mußte Medicin eingegeben werden, dort verlangte ein Kind zu trinken, hier mußte ein weinendes getröstet, dort ein unruhig schlafendes zugedeckt werden. Dann wurde es endlich besser mit dem einen und dem andern; da stellte sich die Langeweile ein, und es mußten Geschichten erzählt oder vorgelesen werden, bis dann mit Gottes Hülfe ein Kind nach dem andern wieder gesund wurde und das Bett verlassen durfte. Aber diesem thaten die Augen noch weh, und jenen plagte ein hartnäckiger Husten, kurz, es verging viel Zeit, ehe wieder alle sich zu den Mahlzeiten um den großen Tisch im Speisezimmer versammeln konnten.

Carl und Alla erhielten zuerst wieder die Erlaubniß, mit bei Tisch essen zu dürfen und waren ganz aufgeregt vor Freude über die endliche Entlassung aus der Haft der Krankenzimstube. Aber Alla lag noch im Bett und war jetzt sehr weinerlich und reizbar. Als er hörte, daß die andern zu Tisch gehen sollten, fing er an zu jammern, er wolle nicht allein bleiben, Carl dürfe nicht fortgehen, Edde sei immer im andern Zimmer bei Hannchen und Alice, und ihn lasse man ganz allein.

Bertha, die gerade bei ihm gegessen und ihm Geschichten erzählt hatte, nun aber auch zu Tische gehen wollte, sprach ihm begütigend und beruhigend zu und sagte endlich, da er stets darauf zurückkam, er wolle nicht allein bleiben:

„Weißt Du denn nicht, daß wir nie und nirgend allein sind, daß unser Herrgott stets uns nahe ist und bei uns bleibt?“

Da versiegten plötzlich die Thränen des kleinen kranken Jungen, und er sagte mit rührender Ergebung:

„Ja, ja, das ist wahr, und wenn der Herr Gott gerade keine Zeit hat, dann schickt er vielleicht die Frau Gott zu mir.“

Die Mutter und die Großmutter hatten stets vom „lieben Gott“ zu ihm gesprochen, da hatte die ungewohnte Bezeichnung „Herrgott“ eine kleine Verwirrung in seinem noch fieberschwachen Köpfchen angerichtet, über welche Fräulein Bertha etwas erschreckt war, die sie aber augenblicklich nicht zurechtstellen konnte, denn Alla hatte sich so müde geweint, daß ihm die Augen zufielen.

Als nun Alla wieder in allen Zimmern umher-spazieren durfte,

da fiel ihr Blick eines Tages auch auf ihren rothen Sammetbeutel mit den Schulheften, der während der schweren Krankheitstage ganz vergessen worden war und im Schulzimmer noch an dem Nagel hing, an welchen sie ihn am Tage der Erkrankung gehängt hatte.

Sie nahm ihn herunter und wollte ihn abstauben. Da bemerkte sie, daß er an der Rückseite einen großen gelbbraunen Fleck bekommen hatte, der ihn sehr verunzierte. Wie mochte der nur entstanden sein? Die Tasche roch auch so eigenthümlich muffig und säuerlich, wie nach faulem Obst. Ein unheimliches Gefühl, eine peinliche Erinnerung durchzuckte Illa, als sie rasch das Stahlschloß der Schultasche öffnete. Innen sah dieselbe noch viel schlimmer aus. Eine braune, übelriechende, verschimmelte Masse war darin — die Äpfel und Pflaumen, die Illa an jenem Tage hatte zum Frühstück verzehren wollen — die Pflaumen aus dem Nachbargarten! Plötzlich erkannte da das Kind, wie unrecht es gehandelt hatte, und tiefe Beschämung zog in sein schuldbewußtes Herz. Ein paar große Thränen fielen auf den braunen Fleck in dem rothen Sammet, aber sie vermochten ihn nicht weg zu waschen. Als harte, aber wohlverdiente Strafe empfand es Illa, daß der Fleck da für alle Zeit eingebrannt war und ihr jedes Mal, wenn ihr Blick auf ihn fiel, laut und vernehmlich zuzurufen schien:

„Unrecht Gut gedeihet nicht.“





13. Capitel.

Lieblingsthier.

Die kleine Alice war von allen Kindern am schwersten krank gewesen. Fast schien es, als sollten ihre großen leuchtenden Kinderaugen sich im Todeschlaf für immer schließen, und mit tief traurigem Herzen saß die Mutter an dem Bettchen ihres Lieblings. Wohl war das Fieber gewichen, aber das Kindchen lag vollständig erschöpft und theilnahmlös mit geschlossenen Augen da und wies alle Nahrung von sich.

Da schlich sich eines Morgens Kathrin auf den Fußspitzen in das Krankenzimmer, in jeder Hand ein schneeweißes, winzig kleines englisches Hühnchen.

„Sehen Sie, gnädige Frau, was ich heute auf dem Markt zu kaufen gekriegt habe. Ich dachte, unser klein Fräuleinchen wird sich vielleicht darüber freuen.“

Bei dem Klang der ungewohnten Stimme schlug Alicechen die Augen auf, und ihr Blick fiel auf die weißen Hühnerchen. Da glitt ein Schatten von einem Lächeln über ihr blaßes Gesichtchen, und eine schwache Handbewegung machend, flüsterte sie:

„Gieb mir — —“

Die Mutter nahm eins der Thierchen und hielt es ganz nahe an die kleine, abgezehrte Hand, die sich müde hob und liebevoll über das weiche Gefieder strich.

„Manne Wisting,“*) sagte das Kind und lächelte wieder.

Der Mutter traten die Thränen in die Augen, und frohe Hoffnung wallte heiß in ihrem Herzen auf. Sie nahm rasch eine Tasse mit Milch und fragte schmeichelnd:

„Willst Du nicht etwas trinken, dann geben wir auch den kleinen Hühnern zu fressen.“ Und Alicechen trank die so oft fortgewiesene Milch! Von Stund' an trat das Kind in die Genesung ein. Kathrin aber war glücklich, daß es ihr und ihren Hühnern vergönnt gewesen war, das erste Zeichen wiedererwachenden Lebens in dem kranken kleinen Mädchen hervorzurufen.



Besser als diese weißen Hühnchen ist wohl selten ein Paar ihrer Gattung gepflegt worden. Die Mama bestimmte, sie dürften nie geschlachtet werden, und auch alle ihre Nachkommen wurden immer nur verschenkt. Ein Paar aber blieb stets im Besitz der Kinder, so lange das Vaterhaus noch alle umschloß, und so lange noch eins von ihnen Freude an der Pflege der zierlichen Thierchen fand.

Dazwischen kam es freilich vor, daß diese Pfleglinge den Kindern bitteres Herzeleid bereiteten. Einmal hatte ein Iltis den Hahn todtgebissen, und ein anderes Mal fand man die kleine Henne erschossen im Garten. Wer so leichtsinnig oder so böse gewesen war, den Schuß abzufeuern, das blieb ewig ein Geheimniß. Viele Thränen flossen um das arme Opfer desselben, und groß war die Angst der Kinder, daß alle die vor Kurzem erst dem Ei entschlüpften, winzigen, goldgelben Küchlein durch den Tod der Mutter auch zu Grunde gehen würden. Aber siehe da — der Hahn nahm sich mit größter Selbstverleugnung der verwaisten Kleinen an. Es war geradezu rührend zu sehen, mit

*) Mein Hühnchen. Lettisch.

welch ungeschickter und doch so gut gemeinter Fürsorglichkeit er sie Abends alle unter seine Flügel lockte und dann gespreizt und offenbar sehr unbehaglich die ganze Nacht so über seiner armen kleinen Familie hockte. Auch Tags über verließ er sie nie, er war vollständig in die Pflichten der Glucke eingetreten, und es gelang ihm zum Lohn dafür auch wirklich, die Küchlein alle groß zu ziehen.

Zu Alicechens Hühnern gesellte sich bald darnach ein anderes Thierchen, das ein freundlicher alter Herr seinem besondern Günstling unter den Kindern, Alla, schenkte, um ihm in den schlimmen Krankheitstagen eine Freude zu bereiten. Es war das ein gezähmtes Eichhörnchen in einem eignen zierlichen Häuschen. Es hieß „Trusch“ und war so zahm, daß es auf den Namen hörte und dem Ruf Folge leistete, wenn die Thür seines Häuschens offen stand. Dann kletterte es an den Kleidern der Kinder in die Höhe, setzte sich ihnen auf die Schulter oder den Kopf und holte sich mit der Pfote sehr zierlich den Rußkern, den man zwischen den Lippen hielt.

Wenn die Mama einmal die geschäftigen Hände im Schooß ruhen ließ und las, dann kam Trusch flugs herzu und schlüpfte in ihren nach damaliger Mode weiten Ärmel. Dort lag er reglos, bis sie aufstand und er knurrend den Rückzug antreten mußte. Die Mama hatte an der Anmuth und Zierlichkeit des so merkwürdig wenig scheuen kleinen Waldbewohners große Freude und gestattete ihm viel Freiheit, nur über eines beklagte sie sich manchmal, und das war über den großen Verbrauch von wollenen Strümpfen, den Trusch sich zu Schulden kommen ließ.

Nachdem Alla nämlich eines Morgens, als er Abends vorher vergessen hatte, das Eichhörnchen für die Nacht in sein Haus einzusperren, das Thierchen in seinem Strumpf gefunden hatte, wo es sich sehr wohl zu fühlen schien, bekam Trusch nun statt eines Bettes oder eines Nestes einen wollenen Strumpf in sein Haus. Er schlüpfte jeden Abend vollständig da hinein, die äußerste Spitze aber biß er durch und steckte sein spitzes Schnauzchen zu diesem Luftloch heraus. Mit der Zeit wurde ihm das Loch zu groß, und dann verschmähte Trusch den alten Strumpf, und Alla bat und bettete, bis die Mama ihm einen neuen schenkte.

Wenn man dem Thierchen gestattete frei umherzulaufen, so suchte es sich mit Vorliebe dunkle und warme Plätzchen aus, um da zu schlafen. Wurde es dann plötzlich in seinem Zufluchtsort aufgestört, so konnte es merkwürdige Töne von sich geben; es knurrte und fauchte

wie eine Kage, biß und kratzte aber niemals. So kam es öfter vor, daß die Mama einen Gast auf das Sopha nöthigte, ohne zu ahnen, daß Trusch hinter dem gestickten Kissen in einer Ecke sich häuslich niedergelassen hatte, von wo er nun schnaubend und schnarrend zum nicht geringen Entsetzen des Besuchers herausgesprungen kam, um mit Blitzesschnelle in sein Haus zu fliehen.

Alla hatte während der lange sich hinziehenden Genesungszeit unendlich viel Vergnügen an seinem Eichhörnchen und nahm es daher ziemlich kühl auf, als eines Tages der Papa noch etwas Lebendiges nach Hause brachte. Er kam von einem Ausgang zurück und trat, ohne abgelegt zu haben, in das Kinderzimmer. Die Hand in die Tasche des Paletots steckend, sagte er:

„Da habt Ihr was, um Eure Menagerie vollzählig zu machen,“ und dabei zog er einen kleinen, weiß und schwarz gefleckten Kater hervor, der sehr kläglich aussah, weil ihm — der Schwanz fehlte!

Kuchlose Buben hatten das arme Thierchen so verstümmelt und hätten es wohl langsam zu Tode gemartert, wenn nicht der Papa eingegriffen wäre. Seine, mit einem tüchtigen Stock bewaffnete Hand störte das schändliche Treiben und rettete das arme Opfer.

Das mißhandelte Thier sah jämmerlich zerzaust aus und verkroch sich schon in die dunkelste Ecke der Stube; als ihm die Kinder aber etwas Milch und Fleisch zu fressen gebracht hatten, wurde es ganz zutraulich, und es währte nicht lange, so spielte es munter und machte die possierlichsten Sprünge und Kletterübungen.

Der „Stumpfchwanz“ wurde bald der allgemeine Liebling, aber nach stillschweigendem Uebereinkommen gehörte er Hannchen, die sich seiner Pflege und Fütterung am gewissenhaftesten annahm. Sie war es auch, die ihn späterhin „Murr“ umtaufte, weil sie meinte, der Name Stumpfchwanz müsse dem Kater unangenehm sein.

Hannchen war auch recht schwer krank gewesen und hatte einmal sogar selbst geglaubt, sie würde sterben. Vor dem Tode fürchtete sie sich nicht, denn sie wußte ja, daß die gestorbenen kleinen Kinder zu des lieben Gottes Englein in den Himmel kämen, aber der Gedanke, Eltern und Geschwister zu verlassen, war dem liebevollen Kinde beängstigend.

„Ich möchte nicht allein sterben,“ erklärte Hannchen daher ziemlich bestimmten Tones, „Papa und Mama wenigstens müssen mit mir sterben.“

Der Todesengel aber schien diese Bedingung nicht erfüllbar zu

finden. Er breitete seine dunklen Flügel aus und schwebte fort, das kleine Mädchen bei Eltern und Geschwistern auf Erden zurücklassend, worüber sie alle sehr froh waren. Als das Kind aber das Bett verließ und wieder die ersten Schritte that, da war es wohl sehr schwach, und seine Füße schmerzten, so daß es die Bemerkung machte:

„Wie ist die Erde doch so hart — im Himmel auf den Wolken geht man gewiß viel weicher.“

Hannchen also nahm sich des armen schwanzlosen Käzchens ganz besonders fürsorglich an, und es dankte ihr auch durch anschniegenderes Wesen. Seine ganz ausgesprochene Vorliebe gehörte aber seinem Retter, dem Papa. Der Stumpffschwanz legte eine bei Käzen sonst nicht oft beobachtete Dankbarkeit an den Tag, die wirklich etwas Rührendes hatte.

Jeden Morgen kam er in das Speisezimmer und sprang auf den Stuhl des Hausherrn, dessen Erscheinen am Kaffeetisch erwartend. Wenn derselbe dann seinen Sitz eingenommen hatte, so strich der Vater schnurrend und schmeichelnd um seine Füße und begleitete seinen Herrn später in das Wohnzimmer. Der Papa hatte nämlich die Angewohnheit, ehe er sich an seinen Schreibtisch setzte, auf und nieder zu gehen und sich das, was er hinschreiben wollte, erst im Kopf zurecht zu legen. Das hatte sich der Stumpffschwanz gemerkt und machte dieses Auf- und Abwandeln zuweilen mit. Höchst ernsthaft und würdevoll spazierte er hinter seinem Herrn her und ließ sich durch das Gelächter der Kinder weder stören noch weglocken. Seine Liebe und Verehrung legte er auch noch auf eine andere Art an den Tag. Es stand im Wohnzimmer ein großes Sopha mit breiten Holzlehnen an den Seiten. Setzte sich nun der Vater in eine Ecke desselben, so sprang der Stumpffschwanz auf die Lehne und saß schnurrend neben ihm. Ja, es kam sogar vor, daß er von diesem Platz aus ganz zärtlich Haar und Stirn seines Beschützers zu lecken und zu putzen begann. Das sah nun noch viel possierlicher aus als das Hinterhergehen, aber es war dem Papa auch viel weniger genehm und wurde daher meistens dankend abgelehnt. Nur wenn die Kinder baten: „Halt doch still, Papa, es ist zu niedlich, wie Murr Dich putzt,“ dann ließ er sich ihnen zu Liebe manchmal des Vaters Liebkosungen gefallen.

Diese Thiere, der Vater, das Eichhörnchen und die Hühner wuchsen den Kindern so ans Herz und wurden so von ihnen verhätschelt, daß der Gedanke, sie müßten zu Weihnachten auch eine Bescheerung haben,

ganz selbstverständlich erschien. Aber was sollte man ihnen schenken, was würde ihnen die meiste Freude machen?

„Ein ganzes Stooß Gerste auf einmal für die Hühner,“ schlug Hannchen vor, aber Carl meinte verächtlich:

„Gerste bekommen sie ja alle Tage, es muß ganz was anderes, außergewöhnliches sein — z. B. Zuckerkringel.“

„Ja, richtig,“ stimmten die Schwestern bei, wir binden Zuckerkringel für die Hühner unten an den Weihnachtsbaum, und für Trusch amerikanische Nüsse daneben.“

„Amerikanische Nüsse haben sehr dicke Schalen,“ meinte Alla be-
denklich.

Aber Carl wußte auch für Trusch Rath. Es hatte ihm Jemand einmal erzählt, daß Cedern ähnliche Zapfen wie Tannen hätten, nur größer und schöner, und daß es in Dorpat einen Garten gäbe, wo ein paar prächtige Cedern wüchsen.

„Hella muß an ihren Vetter Wilhelm schreiben, daß er uns, wenn er zu den Ferien nach Hause kommt, einen Cedernzapfen für Trusch zum Weihnachtsgeschenk mitbringt,“ sagte er und schloß seine Rede mit dem Nachsatz: „Ein Student kann alles, er wird also wohl auch Cedernüsse bekommen können.“

Und der Student brachte wirklich Cedernüsse in Zapfen mit, denn ihm hatte die Idee der Kinder und Hella's Brief, welcher ihm dieselbe mittheilte, großen Spaß gemacht, und so war denn für Trusch auf das Beste gesorgt. Jetzt blieb nur noch die Frage offen: „Was bekommt Murr?“

„Eine Wurst,“ meinte Alla.

„Und etwas Baldrian,“ fügte Alla hinzu, die Großmama hat mir erzählt, daß Hagen furchtbar gern Baldrian fressen.“

„Aber wo bekommen wir mitten im Winter Baldrian her?“ fragte Hannchen.

„Aus der Apotheke,“ antwortete der nie um Auskunft verlegene Carl, „und er ist obendrauf ganz billig.“

So war nun alles vorher verabredet, und rechtzeitig wurden die Einkäufe gemacht, aber — am heiligen Abend, da hatte man über den eignen Geschenken die Bescheerung der Thiere ganz vergessen! Als man sich endlich daran erinnerte, war es zu spät geworden. Trusch und die Hühner schliefen und Murr war auf Mäusejagd gegangen. Die Kinder trösteten sich mit dem Gedanken, daß, da in manchen Gegenden Deutschlands die Weihnachtsbescheerung am Morgen des

ersten Feiertages gemacht würde, ihre Thiere wohl auch bis zum andern Morgen warten könnten, ohne sich verletzt zu fühlen.

Natürlich standen am ersten Feiertage alle Kinder früher als gewöhnlich auf, um möglichst bald wieder mit den neuen Spielsachen spielen zu können, und die Mama war daher noch nicht völlig angekleidet, als Carl zu ihr in das Schlafzimmer stürzte mit dem Ruf:

„Komm rasch, Mama, komm rasch, Murr ist toll geworden!“
Damit stob er wieder zur Thür hinaus und überließ es der Mutter, aus dieser erschreckenden Nachricht zu machen, was ihr beliebte.



Als sie darauf ihrem Sohn in die Wohnstube folgte, bot sich ihr ein eigenthümliches Bild dar. Auf dem Weihnachtsbaum vergnügte sich Trusch damit, nicht nur die für ihn bestimmten Cedernüsse, sondern auch die vergoldeten Wallnüsse mit Wohlbehagen zu verspeisen, und unter dem Baum kniete Hannchen, die weißen Hühnchen ängstlich ans Herz drückend, während Alla sich auf einen Stuhl geflüchtet hatte und Carl und Illa rathlos dastanden und den tollen Sprüngen von Murr zusahen, welcher sich vergeblich bemühte, eine festzugedrehte Düte mit Baldrian zu öffnen, und sich dabei ein Mal über das andere voll-

ständig über den Kopf warf. Endlich ging die Papierdüte entzwei und Murr machte sich gierig daran, den heißbegehrten Leckerbissen zu verspeisen. Dabei verhielt er sich nun ganz still und manierlich, so daß die Kinder sich von ihrem Schreck erholen und der Mutter erzählen konnten, wie sie ihren Pfleglingen auch eine Weihnachtsfreude hätten bereiten wollen, und wie sonderbar Murr sein Geschenk aufgenommen habe.

Nun erfuhren sie von der Mama, daß ihr geliebter Kater keineswegs plötzlich toll geworden sei, sondern seine Sprünge und Männchen nur durch das Bestreben hervorgerufen worden wären, möglichst rasch das Papier von dem Baldrian zu entfernen, um denselben fressen zu können. Das ganze Zimmer duftete jetzt darnach, und wenn Murr diesen scharfen Geruch auch recht lieblich finden mochte, den andern Hausbewohnern gefiel er nicht gerade wohl. Es wurde den Kindern daher verboten, in Zukunft den Kater durch Baldrian zu beglücken, nur im Hof durften sie ihm von Zeit zu Zeit ein wenig davon zukommen lassen, um sich dabei an seinem komischen Gebahren zu ergötzen.



14. Capitel.

Oben bei der Großmama.



Is nun Carl und Illa ganz wieder hergestellt waren, die jüngern Geschwister aber noch als Kranke behandelt werden mußten, da nahm die Großmama die beiden ältesten Enkel zu sich hinauf, auch für die Nacht.

Sie hatte oben vier freundliche Zimmer, und das eine enthielt zwei Gastbetten, in deren schwellende Pfühle und Kissen die Kinder nun gebettet wurden.

Das war schon an und für sich ein Vergnügen, denn unten hatten sie nur schmale Kinderbetten und harte Matrazen, aber es war noch lange nicht das Schönste, was ihnen das Wohnen bei der Großmama gewährte.

Unten erhielten sie Morgens zum Frühstück Milch und nur Sonntags eine Tasse Kaffee, aber oben gelang es ihnen leicht, sich jeden Tag ein Schlickchen Kaffee zu erbetteln oder zu erlisten. Hatte sich „Großing“ ihre Tasse vollgeschenkt, so baten sie:

„Laß mich umrühren, bis der Zucker schmilzt,“ und dann rührte einen Morgen Carl und den andern Morgen Illa so gründlich und so lange, bis ein gut Theil des braunen Trankes aus der vollen Tasse auf die Unterschale übergestossen war. Das war dann ihr Theil, das durften sie „aufschlucken“, die Großmama sah nur darauf, daß christlich getheilt wurde. Und blieb ein Rest in ihrer Kaffeekanne, so wurde

auch der auf die Untertasse gegossen und den Kindern preisgegeben. Sonderbarerweise war alle Tage ein solcher Rest vorhanden.

War der Kaffee getrunken, so nahm Illa das eiserne Räucher-schau-felchen und machte es auf den rothen Kohlen im Ofen heiß, und Carl streute dann das Räucherpulver aus getrockneten Rosenblättern, Lavendel und Thymian darauf, dessen süßer und würziger Duft stets die Stuben der Großmama erfüllte. Er gehörte gewissermaßen untrennbar dazu, ebenso wie das laute Ticken der alten englischen Stuhluhr in der Ecke.

Beim Heißmachen des Schau-felchens verbrannte man sich freilich manchmal die Finger, aber die Großmama hatte für dergleichen kleine Unglücksfälle stets Trostmittel bei der Hand. War der Schaden geringfügig, so sagte sie beschwichtigend: „Bis Du Braut bist, ist es wieder gut,“ und war eine Wunde größer, so legte sie „ein Pflaster“ darauf, aus irgend einem süßen Bissen bestehend.

Hatten die frühen Morgenstunden oben bei der Großmama ihren eignen Reiz, so brachte das Schlafengehen ebenfalls außergewöhnliche Freuden mit sich. Wenn das „Herz“ der Großmutter neun geschlagen hatte, brach man von unten auf. Dieses schlagende Herz war eine dicke silberne Taschenuhr, welche die alte Frau unter ihrem Kleide an der linken Seite zu tragen pflegte. Sie gab mit hellem, feinem Ton jede Stunde an und entzückte dadurch die Kinder stets aufs neue.

Hatte es also neun geschlagen, so sagte die Großmama: „Nun, Illa, fattle Deinen Grauschimmel,“ das hieß so viel als: leg' Dein warmes, graues Mäntelchen um, was wegen des ziemlich kalten Treppenhauses geboten war.

Wenn man oben angelangt war, dann nahm die Großmutter ein dickes, altes Buch zur Hand und las den Kindern daraus eine Abendandacht vor. Es war ein altmodisches Buch und würde jetzt wohl kaum als ein Erbauungsbuch angesehen werden, aber die Großmutter und die Enkel liebten es und hielten es in Ehren. Für jeden Tag des Jahres enthielt es einen Vers und eine Abhandlung über alles Mögliche, über Tugenden und Laster, über Sonne, Mond und Sterne, über Spinnen, Ameisen und Bienen. Es diente freilich alles dazu, die Allmacht, Weisheit und Güte des Schöpfers klarzulegen. Auf die Kinder übte das alte Buch eine verschiedene Wirkung aus. Carl erhielt daraus vielleicht die erste Anregung zum Studium der Naturwissenschaften, und Illa dankte es der Erinnerung an der Großmutter Lesen des Abendsegens, daß sie auch späterhin nicht schlafen gehen

mochte, ohne vorher in einem andern alten Buch gelesen zu haben, dem Buch der Bücher, dem Worte Gottes.

War der Abendsegen zu Ende, so pflegte die Großmutter ihre Enkel mit einem Kuß und den Worten zu entlassen: „Kriecht nun schnell in die Pöfen.“ Dann baten aber die Kinder:

„Gieb uns etwas mit auf den Weg,“ und die alte Frau schloß den Schaff auf und holte ein Stückchen Chocolate oder Pfefferkuchen daraus hervor zur „Begekost“ für die Leckermäulchen.

Damit war aber oftmals der Tag noch nicht zu Ende. Illa litt seit der Krankheit an dem schlimmen Uebel, nicht einschlafen zu können. Kam dann die Großmutter nach einer Weile in der Kinder Schlafstube, um das Licht auszulöschen, so hieß es häufig:

„Großing, ich kann nicht schlafen, erzähle mir noch etwas.“

Märchen zu erzählen liebte die Großmutter nicht, sie meinte, Illa's Kopf sei schon zu voll davon, aber aus dem „wirklichen Leben“ und von allerlei Thieren wußte sie herrliche Geschichten und trug sie bei solchen Gelegenheiten den Kindern vor. Sie hatte lange Jahre als Gutsherrin auf dem Lande gelebt und kannte daher die Gewohnheiten und Eigenschaften der Hausthiere sehr genau. Kinder und Enkel hatten von ihr das Verständniß und die Liebe zu den stummen Geschöpfen Gottes geerbt, und Geschichten von den Thieren gehörten daher zu dem Schönsten, was man den Kindern erzählen konnte.

„Was wollt Ihr denn heute wieder hören?“ fragte die Großmutter, „bestimmt selbst, wovon ich erzählen soll.“

„Erzähle mir eine Geschichte von einem Reh,“ bat Illa.

„Von einem Reh weiß ich nur eine Geschichte, und die ist traurig, die wirst Du nicht hören wollen.“

„Kommen Wölfe darin vor?“

„Nein, das nicht.“

„Nun, dann kannst Du sie mir immer erzählen.“

Und die Großmutter setzte sich auf Illa's Bett und erzählte:

„Der Onkel Otto hatte einmal ein zahmes Reh. Er hatte es, als es noch ganz klein war, aus dem Walde nach Hause gebracht, und die Tante Ida hatte es mit dem Saugfläschchen aufgezogen. Es war daher später, als es groß geworden, so zahm wie ein Hund, hörte, wenn man es rief, und fraß aus der Hand. Es trug ein rothes Halsband und kam in die Zimmer, wo es sich stets musterhaft artig aufführte. Nie warf es etwas um, nie war es ungehorsam; es war ein reizendes Thierchen, und alle Welt liebte und hätschelte es; am meisten

aber war es dem Onkel Otto ans Herz gewachsen. Eines Tages nun hatte der Onkel in Geschäften nach Goldingen zu fahren und zog sich eben dazu an, als irgend ein Mensch ihn dringend zu sprechen verlangte. Es war noch früh am Morgen, und das Stubenmädchen räumte noch in der Wohnstube auf, die an des Onkels Schlafzimmer stieß. Im Schlafzimmer aber hatte er eben einige Papiere und einen Hundertrubelschein auf den Tisch gelegt, um sie mit in die Stadt zu nehmen. Auch seine Uhr lag daneben, denn, wie gesagt, war er noch mit dem Umkleiden beschäftigt, als er abgerufen wurde.

Es dauerte einige Zeit, bis er zurückkam, und als er nun die Uhr und das Geld zu sich stecken wollte, da waren die hundert Rubel fort. Alles Uebrige auf dem Tisch lag unverrückt, wie er es hingelegt hatte, nur war die Uhr etwas bei Seite geschoben und der Bankschein fehlte. Onkel Otto suchte im ganzen Zimmer, er sah nach dem Fenster, es war fest geschlossen, der Wind hatte also das Papiergeld nicht wegblasen können, er rief das Stubenmädchen und fragte, ob sie das Schlafzimmer betreten hätte, sie sagte unbefangen „nein“, ob sonst Jemand in die Stube gekommen sei, sie versicherte wiederum, es sei kein Mensch dagewesen. Als sie aber hörte, was aus dem Schlafzimmer verschwunden sei, da gerieth sie in helle Verzweiflung und weinte und jammerte, nun müsse der Herr sie ja für den Dieb halten, und sie hätte doch nicht einmal geahnt, daß Geld auf dem Tisch liege. Es war ein armes, junges Ding, erst kürzlich in den Dienst getreten und der Herrschaft noch wenig bekannt, da konnte denn leicht ein böser Verdacht sich gegen dasselbe wenden. Es fiel dem Onkel Otto schwer auf die Seele, daß er beim besten Willen, nicht ungerecht zu richten, doch den Gedanken nicht bannen konnte, das Mädchen allein könne das Geld genommen haben.

Während er noch mit sich zu Rathe ging, was er thun solle, kam sein Rehchen zu ihm und rieb den feinen Kopf gegen seine Hand. Da fiel es ihm ein, daß das Thier auch im Schlafzimmer gewesen, als er sich umkleidete, und daß das Bändchen, mit welchem der Uhrschlüssel an der Kette befestigt war, sich feucht angefühlt hatte, als er die Uhr an sich nahm. Er untersuchte es nochmals, richtig, das Bändchen war feucht und zerknittert. Wie ein Blitz zuckte ihm der Gedanke durch den Kopf: „Sollte das Reh den Schein aufgefressen haben?“ Es hatte manchmal Papierstückchen zernagt. Er betrachtete nun genau die Papiere, die unter dem Hundertrubelschein gelegen hatten, und bemerkte, daß eins derselben am Rande ebenfalls etwas

feucht war. Sonst fand sich auch keine Spur, die Licht in das Dunkel der Sache gebracht hätte.

Was war zu thun — sollte er einen Menschen unter vielleicht ungerechtem Verdacht leiden lassen, dagegen empörte sich sein strenges Rechtsgefühl — sollte er sein liebes Reh opfern, bei dem Gedanken that ihm das Herz weh, aber nach kurzem Schwanken sagte er sich: es muß sein, ein Mensch hat mehr Unrecht auf mein Mitgefühl als ein Thier, sollte mir dasselbe auch noch so lieb sein. Er ließ also einen der Knechte rufen, von dem er wußte, daß er ein guter Schütze sei, und gab ihm eine Flinte mit dem Befehl, das Reh todzuschießen. Selbst es zu thun, vermochte er nicht. Tante Ida weinte heiße Thränen um das hübsche Thierchen und wollte nicht daran glauben, daß das Reh den Bankschein aufgefressen habe, aber — es war doch so! Als man es ausweidete, fand man in seinem Magen ganz kleine, kleine Fetzen des Hundertrubelscheins.

„Gott sei Dank,“ sagte der Onkel, „das Thier fiel nicht unnütz zum Opfer, ich weiß nun, daß das Mädchen unschuldig ist. Mein Geld ist freilich unwiederbringlich verloren, denn die Nummer des Scheins läßt sich aus diesen Flickechen nicht mehr zusammenstellen.“

Aber auch das Geld war nicht verloren. Der Verlust des Lieblingsthieres sollte der einzige sein, den der Onkel zu beklagen hatte. Die Geschichte wurde nämlich viel besprochen, und ein Freund des Onkel Otto erzählte sie auch dem Finanzminister und legte ihm all die erhaltenen Stückchen der Banknote vor. Darauf entschied der Minister, daß der von dem Rehchen aufgefressene Schein durch einen neuen zu ersetzen sei. Und damit ist meine Geschichte zu Ende, und Ihr müßt jetzt hübsch die Augen zumachen und schlafen.“

Ilja wollte davon freilich nichts wissen. Sie erklärte, die Geschichte sei zu traurig gewesen, und nun müsse die Großmama noch etwas Lustiges zum Ausgleich erzählen.

„Nein, heute nicht mehr, es ist zu spät dazu, aber wenn Du Dich jetzt ganz still verhältst und rasch einschliffst, erzähle ich Euch morgen etwas Lustiges,“ sagte die Großmama, und dabei blieb es.

Am andern Abend hatte Carl zu bestimmen, von welchem Thier diesmal die Rede sein sollte, und er wünschte eine Hundegeschichte zu hören. Deren wußte die Großmama eine Menge, und so hub sie ohne Bedenken an.

„Als der Onkel Otto Student war, besaß er einen Dachshund, der hieß Teckel und war ein sehr kluges Thier. Er verstand Kunst-

stücke zu machen wie ein Pudel, konnte sitzen und über den Stock springen, bitten und sich todt stellen u. s. w. Wenn er in den Ferien mit seinem Herrn nach Hause kam, konnte Eure Mama sich königlich mit ihm vergnügen, und ich mochte das kluge und gutartige Thier auch gern leiden. Einmal aber brachte der Onkel Otto zu den Weihnachtsferien einen andern Studenten mit, und der besaß ebenfalls einen Dachs, welcher an Farbe und Gestalt Teckel so ähnlich sah wie ein leiblicher Bruder oder vielmehr wie eine Schwester, denn es war eine Hündin und sie hieß Mimi. Diese beiden Hunde hatten sich sehr lieb und spielten mit einander wie junge Katzen.

Während der Feiertage nun bemerkten wir, daß die tief am Weihnachtsbaum hängenden Wallnüsse und Haselnußtrauben auf geheimnißvolle Art und Weise verschwanden. Mit jedem Tage wurden die unteren Nester des frei auf der Diele stehenden Baumes leerer und leerer. Dagegen fanden sich in Ecken und Winkeln ganze Häufchen von Nußschalen. Es dauerte dann auch nicht lange, so wußten wir, daß Mimi der Dieb war, und als ihr Herr sie einmal auf frischer That ertappte, wurde sie dafür bestraft. Seitdem ging Mimi immer im Bogen um den Baum herum und rührte ihn nicht wieder an. Die Sehnsucht nach den Nüssen aber war in ihrem Herzen rege geblieben. Eines Morgens, als ich früh aufgestanden war und unbemerkt in das Zimmer trat, das an die Weihnachtsstube stieß, sah ich, daß beide Hunde vor dem Baum saßen und etwas zu überlegen schienen. Mimi umschmeichelte Teckel und schien ihn um etwas zu bitten, und er gab endlich ihren Bitten nach — er ging hin, holte mit einem Sprung eine schöne große Nußtraube vom Baum und brachte sie seiner geliebten Freundin, die sich zugleich daran machte, die Nüsse mit ihren scharfen Zähnen zu knacken und zu verspeisen. Teckel saß dabei und sah schwanzwedelnd zu. Leise zog ich mich zurück und erzählte meinen beiden Studenten, was ich belauscht hatte. Sie wollten es mir gar nicht glauben, beobachteten aber von nun an ihre Hunde scharf. Da sahen sie denn bald, wie sich derselbe Vorgang nochmals abspielte: Teckel stahl die Nüsse, und Mimi fraß sie auf! Und mit dieser Arbeitseinteilung schienen beide ganz zufrieden zu sein und keine Gewissensbisse dabei zu haben. Und doch hatte Teckel sonst ein sehr zartes Gewissen und erlaubte sich nie eine andere unehrenhafte Handlung, aber gegen Mimi war er eben schwach.“ —

Im November hatten Carl und Illa ihren Geburtstag. Sie waren beide am selben Tage geboren, ohne jedoch Zwillinge zu sein.

Carl war gerade ein Jahr älter. Nun erlebten sie in diesem Jahr den Geburtstag oben bei der Großmama, und die hatte ihre eigene Art, die Geschenke aufzubauen. Sie stellte den Kindern ein weißbedecktes Tischchen ans Bett und legte die Gaben Abends spät darauf, wenn alles schlief. Erwachte nun das Geburtstagskind am Morgen, so fiel sein erster Blick gleich auf all die Herrlichkeit. Zwischen Schlaf und Wachen erschien das weiße Tischchen wie ein köstliches Traumbild.

Diesmal geschah es aber, daß Illa gar zu früh, d. h. mitten in der Nacht, mit dem frohen Bewußtsein: „Heute ist unser Geburtstag“, aufwachte. Rasch richtete sie sich empor und versuchte das schwarze Dunkel der Winternacht mit neugierigen Blicken zu durchdringen: „Ob wohl das Tischchen mit den Geschenken schon da ist?“ Es war aber gar zu finster, man konnte nicht die Hand vor Augen sehen. Seufzend sank das Kind in die Kissen zurück, um im nächsten Augenblick wieder in die Höhe zu fahren: „Ich kann ja fühlen, ob etwas vor meinem Bette steht.“ Und vorsichtig tastend greift Illa um sich. Richtig, das Tischchen ist da und — — plums fällt etwas davon herab auf die Diele! Was mochte das gewesen sein? Es klang so hart und schwer und machte so viel Lärm, daß Carl, der in dieser Nacht wohl auch nicht so fest schlief wie gewöhnlich, davon wach wurde.

„Was war das, Illa?“ fragte er, „stehst Du schon auf? Ist es Morgen?“

„Nein, es ist ja noch ganz dunkel. Ich grabbelte nur so etwas auf meinem Geburtstagsstischchen umher, und da habe ich etwas heruntergeworfen.“

Nun sitzt Carl auch aufrecht in seinem Bett und tastet nach seinen Geschenken. Plums! fällt zum zweiten Mal etwas zur Erde und rollt langsam davon. Jetzt fangen beide Kinder leise zu lachen an.

„Was zum Ruckuck hat Großmama uns diesmal hingestellt?“ fragt Carl und bemüht sich mit äußerster Vorsicht herauszufühlen, was auf seinem Tische steht.

„Ich hab' es,“ ruft er endlich halblaut, „es sind rund um den Tisch herum große Moscowiter*) gestellt, ein ganzer Kranz!“ Und im nächsten Augenblick hört Illa auch schon, wie der Bruder tapfer in einen der harten Äpfel beißt.

Illa bedenkt sich, ob sie es ebenso machen soll, kommt aber zu dem Schluß, daß ihr der Apfel morgen besser schmecken wird, als jetzt

*) Eine Art sehr großer Winteräpfel.

in der Nacht. Was mag jedoch außer den Moscowitern noch auf dem Tischchen stehen? Wieder streckt sie die Hand aus, zieht sie aber sogleich mit einem erschrocken „Ach!“ zurück.

„Was ist Dir?“ fragt der Bruder.

„Mitten auf meinem Tisch liegt der Stumpfschwanz,“ entgegnet die Schwester, „und ich griff gerade in sein Fell.“

„Ach, geh doch,“ sagt Carl ungläubig, „wie wird nur der Vater sich auf dem Tisch schlafen gelegt haben, das glaube ich nicht.“

„Aber es ist ganz bestimmt so,“ versichert Illa, „und nun habe ich Angst ihn anzurühren, daß er nicht beim Aufwachen alle meine Sachen umwirft.“

„Weißt Du, was ich geschenkt bekommen habe?“ fragt Carl, dessen Hände inzwischen rastlos über sein Geburtstagstischchen gewandert sind. „Ich habe ein Messer und ein Paar Schlittschuhe gefunden. Hör’ nur,“ und er schlägt die Eisen der Schlittschuhe aneinander, daß es hell durch die Stube klingt.

Die Großmama ist aber auch schon lange wach und ruft nun mahnend aus dem Nebenzimmer herüber:

„Wollt Ihr wohl stille sein und schlafen, sonst verschwindet die ganze Bescheerung wie ein Märchen!“

Nun drehten sich die Kinder auf die andere Seite und lagen bald wieder im süßesten Schummer, aus welchem erst die späte Winter Sonne sie erweckte. Hell fielen ihre Strahlen gerade auf Illa's weißes Tischchen und zeigten ihr, daß das, was sie in der Nacht für den Vater gehalten, ein prächtiger Ruff war, den sie sich sehnlichst gewünscht hatte.

Auf dem Kaffeetisch prangte ein Niesenkringel, und am Nachmittag kamen Freunde und Freundinnen zur Chocolate und man spielte die schönsten Spiele zusammen. In späteren Jahren aber machte es sich ganz von selbst, daß die Knaben und die Mädchen mit einander tanzten, bis es zuletzt zur Gerechtigkeit wurde, den doppelten Geburtstag mit einem großen Ball zu feiern.





15. Capitel.

Raubzüge und Entdeckungsreisen.

aus dem Schulzimmer und aus der Großmutter Schlafzimmer gelangte man in eine Bodenkammer, die zum Abstellen von allem Möglichen benutzt und von der Großmutter die Polsterkammer genannt wurde.

Dieser Raum des Hauses war bei den Kindern ein sehr beliebter Spielplatz, obgleich es da im Winter bitter kalt und im Sommer glühend heiß war. Die Kumpelkammer übte trotzdem stets eine geheimnißvolle Anziehungskraft aus. Es herrschte darin ein eigenthümlicher Geruch, denn die Großmutter hielt da im Herbst und Winter ihren unererschöpflichen Aepfelvorrath auf Stroh ausgebreitet, und die von ihr zu Koch- und Heilzwecken gesammelten Kräuter, wie Kamillen und Majoran, hingen in Büschen von den Balken der Lage herab.

Dann waren da Kisten mit alten Büchern und Kasten mit allerlei Kleidungsstücken; einer der letztern enthielt nur Maskeradenstaat, wie er sich in großen, lebensfrohen Familien durch Polterabende und Silberhochzeitsfeiern mit der Zeit anzusammeln pflegt. Außerdem waren da alte Bilder, alte Tische und Stühle und anderer im Augenblick nicht benutzter Hausrath, wie z. B. die Wiege der Kinder, in welcher man sich herrlich schaukeln konnte. Sie wußten zwar alle, daß ihnen zuletzt von diesem Vergnügen schwindlig und übel wurde, aber das hielt sie nicht davon ab.

Eines Winternachmittages saßen Carl, Illa und Hannchen in der

Schulstube und lernten ihre Aufgaben, jeder an einer Seite des alten Schultisches, in dessen Mitte ein Talglicht im blanken Messingleuchter brannte, denn Del- oder Petroleumlampen kannte man damals noch nicht. Carl spielte dabei mit der Lichtscheere, machte die Spitze derselben heiß und bohrte sie dann in den Talg, während Illa mit einer Stecknadel die Löcher des Holzwurms, der in dem alten Tische hauste, untersuchte und nachbohrte, um auf diese Art und Weise neben dem Lernen noch eine angenehme und nützliche Beschäftigung zu haben.



„Bertha hat heute aber auch schauderhaft viel aufgegeben,“ bemerkte Carl endlich stöhnend, „mein Kopf wird immer voller und voller, es will schon gar nichts mehr hineingehen, und mein Magen wird dabei immer leerer. Es ist schon eine Ewigkeit her, seit ich Besserbrot gegessen habe. Wenn ich doch etwas zu essen bekommen könnte.“

Die Schwestern meinten, sie wären auch hungrig, aber sie lernten trotzdem ruhig weiter. Es dauerte jedoch nicht lange, so begann Carl sein Klagelied von neuem, und diesmal bemerkte Hannchen dazu:

„Wollen wir Großmama um einen Apfel bitten.“

„Großmama ist unten,“ warf Illa ein.

„Nun, dann holen wir uns die Äpfel selbst und sagen es ihr hinterher, sie hätte es ja doch sicherlich erlaubt.“

Der Vorschlag fand Anklang. Illa nahm das Licht vom Tisch,

und alle drei Kinder huschten in die Polsterkammer und machten sich daran, die schönsten und größten Äpfel auszusuchen.

Aber was war das — in der Stube der Großmama rührte sich etwas, und Schritte näherten sich der Thür, die von dorthier in die Bodenkammer führte.

„Stemm Dich gegen die Thür,“ rief Carl Hannchen zu, „damit uns Niemand überrascht,“ und Hannchen lehnte sich gehorsam mit der ganzen Wucht ihrer kleinen dicken Persönlichkeit gegen die bezeichnete Thür, vergaß aber gänzlich dabei, daß sich dieselbe nach der andern Seite hin öffnete. Als die Großmama sie nun rasch aufmachte, um die Diebe auf frischer That zu ertappen, da flog ihr auch im selben Augenblick Hannchen vor die Füße, sich nicht eben sanft auf die Diele niederlegend.

Der Großmutter fiel dabei, von dem heftigen Stoß, den sie erhielt, das Licht aus der Hand, und Carl blies in größter Geschwindigkeit Illa's Licht ebenfalls aus, so daß tiefste Finsterniß alles umgab und die drei Schelme unter dem Schutz derselben entweichen konnten.

Nun standen sie vor Schreck und Eile athemlos im Schulzimmer und fanden nicht den Muth, in die gestohlenen Äpfel zu beißen. Es regte sich das Gewissen bei ihnen, wenn auch etwas verspätet und nur halb bewußt.

„Was wird sich Großmama jetzt denken?“ fragte Illa.

„Daß Ratten in der Polsterkammer rumort haben,“ meinte Carl.

„Oder Gespenster,“ sagte Hannchen.

Aber die Großmama glaubte nicht an Gespenster, und es währte keine zwei Minuten, so stand sie vor den beschämten Missethättern und gab sich alle Mühe, ein möglichst böses Gesicht zu machen, nur wollte es nicht recht gelingen, und es zuckte eigenthümlich um Mundwinkel und Augen, als sie jetzt mit erhobenem Finger drohend sagte:

„Augenblicklich gebt Ihr meine Äpfel heraus! Glaubt Ihr, ich wüßte nicht, wer sich in die Polsterkammer verbieft*) hatte?“

Da brach nun aber eine Fluth von Bitten und Schmeicheleien über die alte Frau herein, die Kinder hingen sich ihr an den Hals und an die Kleider und gaben sie nicht eher wieder frei, als bis sie ihnen verziehen und ihnen die gestohlenen Äpfel geschenkt hatte.

In einer Seitenwand der Polsterkammer befand sich noch eine Thür, die auf den Bodenraum über dem Speisezimmer führen mußte.

*) Plattdeutsch: verirrt.

In diese Gegend des Hauses war noch nie eins der Kinder vorgebrungen, da war es denn kein Wunder, daß der in Carl's Kopf entsprungene Gedanke, einmal dort hinaus eine Entdeckungsreise zu machen, mit allgemeiner freudiger Zustimmung aufgenommen wurde.

Man gelangte zuerst in einen niedrigen, ziemlich finstern Raum, wo nichts als Dachsparren und Ziegel zu sehen waren und es Alla und Hannchen ganz unheimlich zu Muthe wurde. Dann kam man an eine Lattenthür und stieg ein paar Stufen hinab auf den Trockenhoden über der Waschküche. Da war es lustiger und heller, und die Wäschleinen zeugten dafür, daß der Raum auch von andern Geschöpfen als Ratten, Fledermäusen und entdeckungsreisenden Kindern betreten wurde. Zuletzt gelangte man dahin, „wo die Welt mit Brettern vernagelt war“, d. h. an das Ende des Hauses, das in den Garten sah. Durch ein Fensterloch im Giebel schaute man gerade in die Kronen der Obstbäume.

„Schade, daß wir nicht in den Garten hinabfliegen können,“ bemerkte Alla.

„Fliegen können wir freilich nicht, aber es wird schon einen andern Weg geben, um hinunter zu kommen,“ entgegnete Carl. „Wo mag nur die Bodentreppe sein?“

Man schaute sich darnach um und fand schließlich eine Fallthür, durch welche man auf eine steile Treppe und hinunter in die Kleeete gelangte. Aber die Thür derselben, die in den Hof führte, war verschlossen und das Fenster mit vier starken gekreuzten Eisenstäben verwahrt.

„Wie langweilig,“ riefen die kleinen Mädchen, „jetzt müssen wir denselben Weg zurückmachen!“

„Wir werden durch das Fenster steigen können,“ meinte Carl.

„Unmöglich, wir können nicht durch die Eisenstangen hindurch,“ wendete Hannchen ein.

„So dick bist Du noch lange nicht, daß Du da nicht durch kannst,“ entgegnete der Bruder, und nun ging es an den Versuch. Alla, als der Kleinste, zwängte sich glücklich durch das Gitter, auch Hannchen gelangte ins Freie, nachdem Alla sie recht tüchtig von vorn gezogen und Carl nicht ganz sanft von hinten nachgeschoben hatte, aber Alla und Carl schienen in der Gefangenschaft verbleiben zu müssen. Es wollte allen unmöglich vorkommen, daß Carl's breite Schultern zwischen den Eisenstäben durchgingen.

Aber Carl fand endlich doch ein Mittel, die schwierige Aufgabe

zu lösen. Er zog die Jacke ab und preßte sich schräg durch die mittelfte etwas weitere Oeffnung des Gitters. So ging es, und da es ihm gelungen war, machte Ila das Kunststück nach.

Die Kleidung der Kinder war dabei freilich stark in Unordnung gerathen, aber draußen waren sie nun und sehr stolz darauf, in Erfahrung gebracht zu haben, wie man aus der Polsterkammer in den Hof gelangen könnte, ohne die Schultube oder der Großmutter Wohnung zu betreten.

„Wir haben die nord-östliche Durchfahrt entdeckt,“ sagte Carl in gerechtem Selbstgefühl und in Erinnerung an die Geschichte der ersten Weltumsegelungen, welche er eben vom Vater geschenkt bekommen und gelesen hatte.

„Ja, es war eine ganze Reise um die Welt, die wir gemacht haben,“ meinte Ila.

„Nein, wir haben nur die eine Erdhälfte umschifft; wir waren in der ewigen Polarnacht da oben auf dem dunklen Boden,“ sagte der kleine Gelehrte, „aber die Südsee mit Indien, Australien und Afrika, die kommt erst.“

„Wo?“ fragte Ila und schaute sich mit weit geöffneten Augen ringsum.

„Wenn das Haus und der Hof die nördliche Halbkugel vorstellt, so ist natürlich der Garten die südliche,“ belehrte ihn der ältere Bruder.

„Aber um den Garten herum zu gehen, das ist ja gar kein Kunststück,“ bemerkte Ila, und eine Weltumsegelung ist doch etwas Schweres, etwas voller Abenteuer.“

„Ja, wir wollen aber nicht unten auf den Gängen umherspazieren,“ sagte Carl, „wir wollen einmal versuchen, oben auf dem Zaun die Reise um die Welt zu machen. Und da kommt gerade Carl Schulz, der muß mitreisen; wollen sehen, was er dazu sagt.“

Carl Schulz war der einzige Sohn einer befreundeten Familie, mit Carl fast ganz gleichen Alters und dazu in nächster Nähe wohnhaft. Aus diesen gegebenen Bedingungen folgte, daß er fast täglich in seinen Freistunden sich zum Spielen bei Carl und Ila einfand und von denselben beinahe wie ein Bruder angesehen wurde. Nur wurde er zum Unterschied von Carl, stets mit Vor- und Zunamen genannt; die beiden kurzen Namen klangen beim raschen Aussprechen, als ob es nur einer wäre.

Carl Schulz war gleich dabei, den Versuch zu wagen, ob man auf dem Zaun um den Garten gehen und sich dabei einbilden könne, man umschiffe die Erde. Es war ein starker Bretterzaun, der das

Grundstück umgab, und eine am obersten Rande angenagelte andert-
halb Zoll dicke Leiste ermöglichte es, den Fuß ziemlich sicher oben auf-
zusetzen. Auch standen in den Gärten zu beiden Seiten Obstbäume,
an deren Zweigen man sich hier und da recht gut anhalten konnte,
aber immerhin war es ein tollkühner Gedanke, auf dem Zaun rund
um den ganzen weiten Garten gehen zu wollen.

Trotzdem kletterten Carl, Illa und Carl Schulz hinauf und
schifften sich in Gedanken ein. Erst war das Meer ruhig, d. h. es
ging alles glatt, dann gab es Sturm, d. h. es war fast unmöglich,
sich durch die überhängenden Aeste eines alten Birnbaums hindurch-
zuarbeiten. Hier fehlte ein Stück der Leiste, dort wackelte ein Brett
bedenklich, aber solche Schwierigkeiten erhöhten nur den Reiz des ge-
fährlichen Unternehmens, und jedes Hinderniß wurde sogleich in das
Gebiet der Geographie übertragen. Da hieß es denn: „Schwimmende
Eisberge“, „Korallenriffe“, „Windstille“, „Nun kommen wir in die
Magelhaens-Straße“, „Nun sind wir am Aequator“.

Mühsam hatten die drei kühnen Seefahrer zwei Drittel des Weges
zurückgelegt, als Carl, der erste in der Reihe, plötzlich Halt machte
und ausrief:

„Hier geht es nicht weiter, rechts steht nicht ein einziger Baum,
an dem man sich halten könnte, und links liegt der kleine Teich des
Nachbargartens. Was ist zu machen?“

Carl Schulz hatte rasch einen Vorschlag bei der Hand: „Wir sind
jetzt durch das rothe Meer an die Landenge von Suez gekommen, nun
verlassen wir die Schiffe, d. h. wir steigen vom Zaun herunter, und
reiten auf Kameelen durch die Wüste, bis wir uns im Mittelländischen
Meer wieder einschiffen können.“

Illu stimmte dem bei, aber Carl hatte sich anders besonnen und
beschlossen, auch diese gefahrdrohende Strecke auf dem Zaun zurück-
zulegen. In athemloser Spannung folgten die jüngeren Geschwister
seinen Bewegungen. Vorsichtig, mit weitausgebreiteten Armen schritt
er langsam dahin — ein gutes Stück war er vorwärts gekommen —
da gerieth er ins Schwanken! Illa und Hannchen kreischten laut auf,
das raubte ihm ganz die Fassung, er griff ein paar Mal in die Luft,
und dann war es um ihn geschehen — es gab einen Fall, ein Auf-
klatschen, grünes Schlammwasser spritzte hoch in die Höhe, und Carl
lag jenseits des Zaunes im Teich! Zum Glück war derselbe ganz
flach, und fast eben so rasch wie Carl hineingefallen war, kam er auch
wieder heraus. Aber, wie sah er aus!

Hatten sich die andern Kinder zuerst furchtbar entsetzt, so mußten sie nun unaufhaltsam lachen, als Carl's schlammunzogene Gestalt wieder auf der Höhe des Baumes sichtbar wurde und der Ritter von der traurigen Gestalt dann triefend mitten unter ihnen stand. Er aber suchte, um seine Ehre zu retten, dem Unfall die beste Seite abzugewinnen. Sich stolz in die Brust werfend, sagte er:

„Das war doch noch ein Abenteuer! Ich habe einen Schiffbruch erlebt und bin mit genauer Noth dem Tode in den Wellen entronnen. Auch hätten mich Haifische und Crocodile auffressen können, denn es war ja das rothe Meer, in das ich hineinfiel.“

„Du siehst aber nicht roth aus, sondern grün,“ bemerkte Hanneken, „und ich glaube auch nicht, daß Crocodile dort im Teich sind, höchstens Bluteigel.“

Nun machten sich aber doch auch die schlimmen Folgen des un- freiwilligen Bades bemerkbar. Trotz des warmen Sonnenscheins, in welchem er stand, schlugen Carl's Zähne aufeinander, und Ma mahnte besorgt, daß er sich rasch umkleide. Nach Anabenart stürzte er darauf so naß und grün, wie er war, zur Mutter ins Zimmer und verursachte derselben keinen geringen Schreck dadurch. Seine Erzählung von der unternommenen Weltumsegelung und dem erlittenen Schiffbruch wurde von der Mama mit dem strengen Verbot der Wiederholung solcher Unternehmungen beantwortet, als aber der Vater davon erfuhr, sagte er kopfschüttelnd:

„Wie unberechenbar sind solche Kinderköpfe! Ich dachte dem Jungen ein recht nützliches und lehrreiches Buch in die Hand gegeben zu haben, als ich ihm die Reisebeschreibungen schenkte, und das sind nun die Lesefrüchte!“



16. Capitel.

Am Strande.



Der Onkel Otto hatte Hochfeld verkauft, und seine Geschwister konnten nun nicht mehr den Sommer dort zubringen. Darüber waren die Kinder zuerst sehr traurig, sie trösteten sich aber rasch, als der Papa ihnen mittheilte, daß er sich jetzt am Rigaschen Strande, in Affern, ein Haus bauen lasse, und daß sie von nun an jeden Sommer dorthin ziehen würden.

Als der Sommer und die Ferien gekommen waren, zog man hinaus. Zwei Tage vorher wurden die Möbel und was sonst von Sachen nöthig war, unter der Obhut von Johann und Kathrin mit einem großen Segelboot vorausgeschickt. Für die Mama gab es da viel Mühe und Arbeit, aber den Kindern gewährte die Packerei schon eine Vorfreude, und die mannigfaltigen kleinen Unbequemlichkeiten, die durch das Wegschicken der Diensthuten und eines großen Theils des Hausraths entstanden, bereiteten ihnen einen Hochgenuß. Wenn z. B. einer oder der andere statt in seinem Bett die letzten Nächte auf einem Divan schlafen mußte, so war das doch entschieden schon ein großer Spaß, und man neidete sich ordentlich den Vorzug. Das letzte Mittagessen wurde dann bei der guten Tante Lina eingenommen, die nicht verfehlte, für besondere Lieblingsgerichte zu sorgen, und dann zog

alles mit Handgepäck reichlich beladen, glückstrahlenden Angesichts zum Dampfboot, das unterhalb des stolzen Mitauer Schlosses seinen Landungsplatz hatte.

Große Roth bereitete im letzten Augenblick das Einfangen des Raters, der durchaus nicht einsehen mochte, daß ihm ein Vergnügen bevorstand, wenn er in einen Korb gesteckt wurde, um an den Strand mitgenommen zu werden. Trusch und die Hühner waren entschieden vernünftiger und hörten viel besser auf das freundliche Zureden ihrer Herren. Murr aber führte sich ganz abscheulich auf und war nur dann still und manierlich, wenn Hannchen ihn auf dem Schooß hielt und ihm den Kopf kraute. Es war ein Glück für ihn, daß Hannchen nicht so leicht die Geduld verlor, denn die Dampfbootfahrt war recht lang und recht langweilig.

Die Ufer der Na sind so reizlos wie nur irgend denkbar. Träge schleicht der Fluß zwischen ihnen hin, rechts Wiesen und Kornfelder, links Kornfelder und Wiesen; hin und her erblickt man einen Bauernhof und zwei oder drei Mal auch ein Gutsgebäude mit Zubehör. Mitte Juni zieht zudem alle Welt an den Strand, und der kleine Dampfer ist daher bis auf den letzten Platz besetzt, und man muß still auf einem Fleck sitzen 4 bis 5 Stunden lang. Zum Glück kann man dazwischen Kaffee trinken, und bei Schloß strömt ein guter Theil der Passagiere ab, und die Nachbleibenden haben für die letzte Wegstunde freieren Spielraum.

Endlich heißt es dann: „Bei der nächsten Biegung des Flusses sieht man Dubbels!“ Neugierig drängen sich die Kinder an den Schiffstrand und jubeln laut auf, als sie die von dem Gursaal wehende Flagge erblicken. Dubbels enttäuscht sie aber sonst gewaltig, denn es zeigt sich gerade am Landungsplatz von seiner allerhäßlichsten Seite. Nichts als unscheinbare, eng zusammengedrückte Bauernhäuser und ein großer wüster Marktplatz mit bodenlosem, schmutzig gelbem Sand. Zum Glück künden die waldbigen Dünen, die man rechts hinter dem Actienhause oder Gursaal erblickt, an, daß das Meer in der Nähe ist, und man sagt den Kleinen, daß da im Walde an den Dünen stattliche Villen sich bergen.

Eine gepuzte, bunte Menschenmenge steht am Ufer und sieht den Dampfschiffen erwartungsvoll entgegen, die von Riga und Mitau ziemlich zu gleicher Zeit anzukommen pflegen. Hinter der Menschenmauer drängt sich eine ganze Wagenburg zusammen, lauter einspännige, federlose Bauernkarren mit kleinen, zottigen, faulen Pferdchen bespannt,

und barfüßige Jungen als Kutscher dazu. Auch Johann ist da und meldet, daß das Boot mit den Sachen guten Wind gehabt hat und rechtzeitig angekommen ist, was eine Frage von größter Wichtigkeit war, so lange noch kein Schienenweg die Strandorte mit einander und mit den Städten im Binnenlande verband.

Endlich ist alles kleine Gepäck auf verschiedene Karren verladen, die Familie besteigt die aus Heusäcken bestehenden Sitze einiger Bauernwagen, und die ganze Karawane setzt sich in Bewegung nach Affern zu.

Murr geräth in die höchste Aufregung bei dem Schütteln und Stoßen des Wagens und macht verzweifelte Versuche, sich aus dem festgebundenen Korbe zu befreien. Hannchen kann vor Sorge um ihren Pflegling und vor Mitleid mit seinen Qualen gar nicht recht zum Genuß der Fahrt gelangen, aber den andern geht das Herz auf vor Vergnügen und schwellt die Erwartung die Brust. Sie schauen sich nach allen Seiten um und mustern prüfenden Blickes die Häuser an der Landstraße. Manche sehen recht freundlich aus mit ihren Verandas und Balcons und den sie umgebenden kunstlos angelegten Gärtchen, aber dem Ideal der Kinder will keins entsprechen. Dubbels ist doch gar zu städtisch und zu eng angelegt. Auch in Neu-Dubbels liegen die Häuser noch nah bei einander, und wenn hier auch die Düne mehr herantritt und man das Rauschen des Meeres vernehmen und seinen erquicklichen Hauch verspüren kann — es ist doch noch nicht das Rechte. Aber nun nach halbstündiger Fahrt wird es ländlicher, zerstreuter liegen die Häuser im Walde, der sich an manchen Stellen bis an die Landstraße erstreckt, so daß nur eine Reihe von Ansiedlungen zwischen Düne und Wald sich hinzieht. So gefällt es den Kindern, und als nun ein großes Haus mit großer Veranda hart an der Düne gelegen sich zeigt, und ihnen gesagt wird: „das ist unser Haus“, da brechen sie in hellen Jubel aus.

Ein grüner Zaun umgiebt die Villa und schließt ein Stück föhrenbestandenen Landes mit ein. Es ist kein Garten, keine Parkanlage, es ist ein Stückchen Wald, und gegenüber, nur durch den Fahrweg geschieden, da breitet sich wieder der grüne, rauschende Wald aus. Ganz eingebettet in die Kiefern liegt das Strandhaus; zu allen Fenstern nicken und grüßen die Waldbäume herein, und von der Düne herab schauen sie auf das Strohdach des Hauses nieder. Ueber die Düne aber weht der Seewind und tönt das Rauschen der Wellen. Harzduft und Salzgeruch erfüllt die ganze Luft. Die Sonnenstrahlen

malen schrägfallend rothe Lichter an die braunen Baumstämme, die Zinken lassen vor dem Schlafengehen noch hie und da in den Kronen der Bäume ihr Lied erschallen, und die Wipfel wiegen mit leisem Säusen die kleinen Sänger zur Ruh.

Unter den Bäumen aber herrscht noch lange reges Leben. Auf der Veranda wird der Tisch gedeckt zum Abendbrod, im Hause werden die Betten gemacht zur Nachtruhe, aber ehe man an Essen oder gar an Schlafen denken kann, muß man doch das Meer gesehen haben. Fort stürmt die Kinderschaar über die Düne hinab zum Strande. Da liegt es vor ihnen ausgebreitet, eine endlose Fläche, blendend im Abendsonnenschein, am Ufer leise gekräuselt durch langsam daherrollende und sich brechende Wogen. Ein breiter Gürtel von weißem Sand faßt sie ein, darauf stehen in unabsehbarer Reihe wie dunkle Pünktchen die Badehütten, und dahinter erhebt sich die waldgefrönte, mit spärlichem Strandgras bewachsene Düne.

Die Kinder stehen still auf der Höhe der letzten Dünenwelle und blicken mit weitgeöffneten Augen hinab und hinaus in die unabsehbare Weite. Wolkenlos geht die Sonne unter, wie ein feuriger rother Ball sinkt sie ins Meer.

„Ganz wie ein Gummiluftballon,“ sagt Alla, und die andern fangen an zu lachen. Das kleine Alicechen aber, das den andern Geschwistern nachgelaufen ist, und dem der Geruch des am Meeresufer ausgeworfenen Seetangs unliebsam ins Näschen sticht, sagt kläglich, Alla am Kleid zupfend:

„Es riecht hier schlecht, komm nach Hause.“

Alla faßt das Schwesterchen an der Hand und leitet es sorgsam durch das Wachholderdickicht im „Thal“, d. h. in der Einsenkung zwischen zwei Dünenerhebungen, zurück unter das väterliche Dach.

Zu den fünf Kindern des Hauses kamen im Laufe dieses Sommers noch zwei andere dazu, ein Knabe und ein Mädchen.

Carl Schulz war von seinen in ein ausländisches Bad gereisten Eltern für die Ferienzeit der Obhut der befreundeten Familie übergeben worden, und die kleine Wilma war mit ihrer Mutter, der Tante Lilli, für den ganzen Sommer zu Gast gebeten worden. Wilma war fast ebenso alt wie Hannchen, ein großes, hübsches Mädchen voll Leben und Unternehmungsggeist, daher den Vettern und Cousinen eine sehr willkommene Spielgefährtin, und so trug ihre und Carl Schulz' Anwesenheit im Hause wesentlich dazu bei, diesen ersten Sommer am Strande zu einem unvergeßlich schönen zu machen.

Als nun diese ganze Kinderschaar von der Begrüßung des Meeres wieder zurück ins Haus kam, erklärten die Knaben, gleich morgen früh mit dem Baden anfangen zu wollen. Dem widersetzte sich jedoch die Großmama auf das entschiedenste. Ihrer Meinung nach war es unerläßlich, vor Beginn der Bäder erst drei Tage lang eine Trinkcur mit Spaziergehen durchzumachen, sonst hätte das Seebad gar keine rechte Wirkung, das sei eine alte Erfahrung, sagte sie. Und so mußten denn alle im Hause, alt und jung, ob sie wollten oder nicht, drei Morgen hintereinander jeder ein Spitzglas Friedrichshaller Bitterwasser trinken und eine Stunde spaziergehen vor dem Kaffee. Die Kinder ächzten und stöhnten ob des greulichen Tranks, aber da half kein Weh und Ach, er mußte hinuntergeschluckt werden.

„Hör', Carl,“ sagte Carl Schulz am zweiten Tag der Trinkcur, „da wir doch früh aufstehen müssen, wollen wir morgen noch etwas früher aus den Betten kriechen, um einmal die Sonne aufgehen zu sehen. Hast Du das schon je gesehen?“

„Nein,“ sagte Carl, „in der Stadt geht die Sonne ja gar nicht auf, oder man kann es wenigstens nicht sehen. Dein Einfall ist gut, aber die Mädchen müssen auch aufstehen.“

Die Mädchen waren leicht für den Plan gewonnen, es handelte sich nur darum, zu ergründen, wann eigentlich die Sonne aufgehe. „Kurz vor drei Uhr geschieht das,“ sagte der Papa.

„Das ist aber schauderhaft früh,“ meinte Carl bedenklich, „das verschlafen wir gewiß.“

„Ja, ich kann bestimmt nicht vor drei Uhr aufstehen,“ bemerkte Mlla, „wenn ich nicht geweckt werde.“

„Ich weiß was,“ rief Carl Schulz aus, „Carl und ich gehen gar nicht schlafen, wir bleiben auf und wecken dann die andern. Die Großen gehen ja doch erst um zwölf zu Bett, und dann fangen wir eine Partie Schach an, dabei schlafen wir gewiß nicht ein.“

„Richtig! so wird es gehen,“ stimmten die andern zu und holten sogleich die Erlaubniß der Mama zu diesem Unternehmen ein. Alle freuten sich nun „fürchterlich“ darauf, und die Großmama ließ sich auch bald bereden, aufzustehen und die Enkel mit warmer Milch und Zwieback zu bewirthen, wenn sie den Sonnenaufgang genugsam bewundert hätten.

Den ganzen Tag über war von nichts als von der lieben Sonne die Rede. Die Knaben schonten sogar ihre Kräfte, um sich nicht müde

zu machen, d. h. sie ließen Reck und Barren, die der Papa an einem Ende des Hauses hatte aufstellen lassen, heute unbenutzt und begnügten sich damit, Butterloch und Ripp zu spielen.

Als es nun endlich Abend geworden war, zog man gemeinsam aus, um den Sonnenuntergang zu beobachten, denn man wollte Vergleichs darüber anstellen, was eigentlich schöner sei, der Aufgang oder der Niedergang des Tagesgestirns.

Beim Schlafengehen gaben die Mädchen den Knaben noch sehr genaue Verhaltensmaßregeln darüber, wie sie sie wecken sollten, ohne in das Schlafzimmer einzudringen. Carl aber hatte darauf nur die bündige Antwort:

„Wenn Ihr nicht gleich antwortet und aufsteht, sobald ich an Eure Thür klopfe, so komm ich herein und schüttle Euch gründlich, und hilfst das auch nicht, so gieß ich jeder von Euch ein Glas Wasser ins Bett.“

Endlich war Alles zur Ruhe gegangen und die beiden Carl's rückten sich das Schachbrett an die Lampe und stellten die Figuren zurecht. Beide spielten für ihr Alter recht gut, und beide thaten es mit Leidenschaft. Die Partie wurde von Minute zu Minute fesselnder, immer achtsamer mußte jeder Zug des Gegners vorausberechnet werden, immer vorsichtiger jeder eigene Zug überlegt und erwogen werden. Die beiden Spieler waren einander gewachsen, und so zog der Kampf sich lange hin. Da gab Carl sich eine Blöße, und Carl Schulz benutzte dieselbe rasch, es schien, als neige sich der Sieg auf seine Seite. Doch nun that Carl's Königin einen kühnen Schritt, und Carl Schulz mußte seinen Schlachtplan ändern. Das war aber nicht so leicht und erforderte viel Nachdenken. Seine Hand grub sich tief in die braunen Locken, und seine Blicke hafteten wie festgebannt auf den Feldern des Schachbretts. In fieberhafter Erregung rutschte Carl auf seinem Stuhl hin und her, er sah den nächsten Zug voraus, den er zu thun hatte, wenn Carl Schulz so spielte, wie er nach allen Regeln des Spiels spielen mußte; das Herz klopfte ihm ordentlich vor Erwartung. So schwankte das Spiel hin und her, da endlich ertönte ein triumphirendes: „Schach — Matt“ von Carl Schulz' Lippen, und Carl fuhr ent-rüstet empor.

Er hatte verloren, es war nicht zu leugnen, aber ebenso wenig war es zu leugnen, daß die Lampe merkwürdig trübe brannte, und daß im Zimmer sich ein anderes, helleres leuchtendes Licht geltend machte. Es fluthete durch das offenstehende Fenster herein, es fiel

in breiten Strahlen gerade auf das Schachbrett und spielte neckisch um den mattgesetzten König. Es war der helle, lichte Sonnenschein — die liebe Sonne hatte das Ende der Schachpartie nicht abgewartet, sondern war früher aufgestanden und hatte schon einige Schritte am Firmament gethan.

Der Zweck des Aufbleibens war gänzlich verfehlt, das sahen die beiden Knaben ein und schlichen sich kleinlaut und so leise wie möglich in ihre Betten, ohne die Mädchen und die Großmama zu wecken. Die Sonne konnten sie nicht mehr aufgehen sehen, da sie schon hoch am Himmel stand.



Sie sahen sie in diesem Sommer überhaupt nicht mehr aufgehen, denn sie verschliefen es immer wieder. Man war ja den ganzen Tag in der freien herben Seeluft und tummelte sich so wacker, daß man Abends todmüde war und dann den Schlaf des Gerechten schlief.

Die weiße Sandfläche unten am Meer bot zu Reif- und Ballspiel, zu Kurni und Butterloch den schönsten Spielplatz, und die kleineren Kinder konnten da Sandkuchen backen und graben nach Herzenslust.

Letzteres betrieb namentlich Alva sehr eifrig. Er hatte eine kleine Schaufel geschenkt bekommen, und mit derselben grub er unermüdlich Löcher in den weißen Sand, und wenn sie ungefähr einen Fuß tief geworden waren, trug er allerlei Steinchen und Muscheln hinein und freute sich über sein gelungenes Werk. Dabei machte er eines Tages

die Entdeckung, daß die unteren Schichten des Sandes viel kühler seien als die sonnenbeschienenen oberen, und plötzlich verdoppelte er nun seinen Eifer beim Graben.

„Warum machst Du denn heute ein so großes Loch?“ fragte Hannchen, die nebenbei mit einer Gartenanlage beschäftigt war.

„Wirst Du es Niemand erzählen, wenn ich es Dir sage?“ fragte Alla dagegen.

„Nein, gewiß nicht.“

„Siehst Du,“ flüsterte nun der Kleine geheimnißvoll, „in der Erde ist es ganz kühl, kühl' mal selbst, und weil es heute so heiß ist, grab' ich das Loch so tief, daß ich ganz drin sitzen kann, und dann bitt' ich Mama um ein Stück Eis aus dem Eiskeller, dann wird es noch kühler, und dann wird Johann einen großen Deckel machen, den kannst Du mir auf das Loch decken, wenn ich drin bin, dann sitze ich immer dort, wenn es hier zu heiß ist.“

„Aber auf dem Eis kannst Du doch nicht sitzen,“ warf Hannchen ein, „das schmilzt ja aus, und dann wirst Du ganz naß und schmutzig.“

„Es wird schon nicht schmelzen,“ erwiderte Alla zuversichtlich, „im Eiskeller schmilzt es ja auch nicht.“

Die beiden Kinder machten sich also eifrigst ans Werk und gruben und gruben, aber weil der weiße Sand nicht fest genug war und immer wieder nachstürzte, so war das schöne Sommerhaus noch nicht fertig, als die Kinder am Ende des Sommers wieder nach Mitau fuhren.

Das aufregendste und lohnendste unter den Vergnügungen am Meeresstrande war das Suchen nach Bernstein. Ein jedes Kind besaß eine „Sammlung“ größerer und kleinerer selbstgefundener Stückchen. Da gab es helle und dunkle, klare und trübe, ja Carl besaß sogar eins, in welchem eine wohlerhaltene Fliege eingeschlossen war. Man hatte auch feine Feilen und Bohrer aus der Stadt mitgebracht und gab sich an Regentagen alle Mühe, aus den größeren Stückchen Herzen und Kreuze zu feilen, die man an einem Bande um den Hals tragen konnte. Gewöhnlich zerbrachen dieselben nur, wenn sie eben beinahe fertig waren.

Konnte man wegen der Badestunden, oder weil die Sonne gar zu unbarmherzig hernieder brannte, nicht unten am Meere spielen, so boten der Park, wie die Kinder die nächste Umgebung des Hauses nannten, und der Wald jenseits der Landstraße schattige Plätzchen in Hülle und Fülle.

Dicht am Hause stand neben Reck und Barren ein Schaukelbrett, und weiterhin war zwischen zwei mächtigen alten Bäumen eine Hängeschaukel angebracht, auf der man stehend zu zweien prächtig schaukeln konnte. Hannchen und Wilma waren unermüdllich dabei, und Wilma konnte zum Entsetzen ihrer etwas ängstlichen Mama nie hoch genug in den blauen Himmel hineinfliegen. Da lockerten sich eines Tages die Stricke, die das Brett hielten, und plötzlich gaben sie nach, als Hannchen und Wilma gerade mit großem Schwung hin und her flogen. Dasjenige Ende, auf welchem Wilma stand, senkte sich mit einem Ruck, und sie stürzte unsanft herab, sich mit verzweifelter Anstrengung an dem einen Strick haltend. Dadurch wurde ihr Fall zwar gelindert, aber das andere Ende des langen schmalen Brettes, auf welchem Hannchen stand, schlug gegen einen Baum, und Hannchen wurde mit großer Gewalt herabgeschleudert. Einen Augenblick lag das Kind ganz betäubt da mit geschlossenen Augen, und Wilma glaubte nicht anders, als daß die kleine Cousine todt sei. Entsetzt floh sie von der Schaukel und stürzte mit dem Schreckensruf: „Hannchen hat sich todtgeschlagen! Hannchen ist todt!“ zu ihrer Mutter ins Zimmer. Aber Hannchen hatte sich auch schnell aufgerafft und war Wilma gefolgt, und so kamen beide fast zu gleicher Zeit an, die eine händeringend, stets wiederholend: „Hannchen ist todt!“, die andere höchst ärgerlich bethuernd: „Ich bin gar nicht todt!“ Tante Lilli und die Mama wußten nicht, was sie davon denken sollten, da aber doch der Augenschein deutlich für die Wahrheit von Hannchens Behauptung sprach, so glaubten sie schließlich dieser mehr als Wilma. Das nahm Wilma denn auch nicht übel, sondern gerieth im Gegentheil in das größte Entzücken über Hannchens Auferstehung. Sie war ein sehr lebhaft empfindendes Kind, und die Erregung dieses Augenblickes zitterte noch lange in ihr nach. Ein Mal über das andere fiel sie der kleinen Freundin um den Hals und versicherte immer:

„Du glaubst nicht, wie ich mich freue, daß Du nicht todt bist — wenn ich nur wüßte, was ich anfangen soll, um Dir meine Freude zu zeigen.“

Es dauerte denn auch nicht lange, so fiel ihr etwas Geegnetes ein.

„Weißt Du was,“ sagte sie plötzlich, „wir müssen ein Fest geben, um Deine Errettung zu feiern.“

Hannchen nahm zwar die Sache viel kühler, hatte aber nichts dagegen, ein Fest zu feiern, wenn Wilma es ins Werk setzte. Der

gingen nun die abenteuerlichsten Pläne durch den Kopf, deren Ausführung sich stets unübersteigliche Hindernisse entgegenstellten. Aber endlich tauchte doch einer auf, welcher auch Hannchen ausführbar erschien.

„Zuerst stellen wir lebende Bilder, und dann ziehen wir alle auf die Schneekoppe, und wir beide bewirthen dort die andern mit Erdbeeren und Kuchen,“ so lautete Wilma's Festentwurf.

Die Schneekoppe war eine vereinzelt dastehende Düne, auf welcher sich eine Moosbank und ein Tisch befanden. Sie war folglich wie geschaffen zum Speisesaal.

Nun galt es Bilder zu finden, die sich zur Darstellung eigneten. Vor allem durften nur zwei Personen darin vorkommen, denn es sollte eine Ueberraschung für alle anderen sein. Bloß Wilma's Mama wurde so weit in die Sache eingeweiht, als zur Bestreitung der Kosten nöthig war. Tante Vili ging freundlich darauf ein, ihrem Töchterchen etwas Geld zur Verfügung zu stellen, und nun erschien Wilma alles kinderleicht; auch die Frage nach dem Gegenstand der bildlichen Darstellungen fand rasch ihre Erledigung.

„Wir stellen die Götter Griechenlands dar,“ entschied sie, „zuerst Juno und Jupiter, dann Venus, zuletzt Apoll. Drei Bilder sind genug. Du bist Juno und Venus, ich bin Jupiter und Apoll, weil ich kurze Haare habe.“

„Aber am Ende hält Dich doch niemand für Apoll, sie wissen doch, daß Du ein Mädchen bist.“

„Nun, ich kann ja irgend was von Alla oder Carl anziehen, damit ich mehr wie ein Junge aussehe, und dann muß ich einen Bogen haben, daran erkennt man gleich, daß es Apoll sein soll.“

„Ja, aber weißt Du, die alten Götter haben sehr wenig an, und ich glaube, ein lebendes Bild sieht nur hübsch aus, wenn recht schöne, bunte Kleider dabei sind,“ meinte Hannchen schüchtern. „Wo sollen wir denn die herbekommen?“

„Eben darum, sage ich Dir, sind die alten Götter das Beste was wir uns ausdenken können. Unsere Flanellbadehenden und ein paar Laten, das ist ganz genug zur Kleidung. Die Venus hat sogar gar nichts an, die eine, weißt Du, die einen so absonderlichen Namen hat. Wie wird sie nur genannt? Ach ja, richtig, die medicinische Venus!“

„Aber die will ich nicht sein,“ erklärte Hannchen sehr bestimmt, „lieber irgend eine andere Göttin, vielleicht Ceres, die kann man gleich erkennen, die hat immer ein Bündel Aehren im Arm.“

„Ceres, ja, das ist ganz gut, da wir jetzt mitten im Sommer sind. Wo nehmen wir aber die vielen Aehren her, die dazu nöthig sind, wir dürfen sie doch nicht vom Felde stehlen?“

„Nein, das nicht, aber der Bauer nebenan schenkt uns wohl ein paar, wenn wir ihn darum bitten, und dann nehmen wir irgend etwas anderes dazu, was auf dem Felde wächst, Kartoffeln z. B. oder so dergleichen.“

Und nun hatten die beiden kleinen Festgeberinnen viel zu thun und thaten sehr geheimnißvoll damit. Sie hatten eine lange Unterhaltung im Flüsterton mit Kathrin, sie machten verschiedene Gänge und kamen mit sorgfältig versteckten Düten nach Hause und luden darauf feierlich die ganze Hausgenossenschaft zu einem großen Festen ein, mit dem Zusatz aber, daß der erste Theil des Festes nur für die weiblichen Familienglieder bestimmt sei, der zweite dagegen für alle, Männlein und Fräulein.

Nach dem Mittagessen zogen sich Hannchen und Wilma in das große Schlafzimmer im oberen Stock zurück und richteten mit Bettschirmen und Decken eine kleine Bühne her. Dann wurden die Läden der Fenster geschlossen und alle Lichter und Lampen des Hauses aus Johann's Verwahr nach oben entführt. Auch wurde sorgfältig ein Korb mit Unterschalen, Löffeln u. s. w. vollgepackt für die Bewirthung auf der Düne. Die Kuchen, eine Flasche mit süßem Schmand, die Zuckerdose und die Schüssel mit großen schönen Gartenerdbeeren kamen obendrauf.

„Wo lassen wir nun den Korb, damit ihn die Jungen nicht entdecken?“ fragte Wilma dabei.

„Wir wollen ihn in den Eiskeller stellen,“ sagte Hannchen, und beide kleinen Mädchen faßten an und wollten den Korb nach dem Eiskeller tragen. Da glitt aber Hannchen aus, als sie die Stufen der Hintertreppe rückwärts hinunterging, und die Schale mit den Erdbeeren stürzte in den Sand hinein, da wo derselbe so recht am tiefsten war.

Hannchen war von dem Unfall wie versteinert, aber Wilma ließ sich nicht so leicht aus der Fassung bringen. Sie suchte rasch die rothen Beeren aus dem weißen Sande heraus, legte sie in ein Sieb und goß ungeheure Mengen Wassers drüber.

„Nun sind sie wieder rein,“ sagte sie mit vollster Ueberzeugung, „und kein Mensch wird es merken, wie sandig sie waren.“

Darüber war die Kaffeestunde herangekommen, und nachdem der

Tisch abgeräumt war, nahm das Fest seinen Anfang. Die Großmama, die Mama, Tante Lilli und Alicechen saßen als Zuschauer da, Kathrin und Edde standen hinter ihnen, Illa und Hella mußten den Vorhang zur Seite ziehen.

Hinter demselben ertönte zuerst eine Glocke, dann kündigte Wilma mit lauter Stimme an:

„Jupiter und Juno.“

Die Gardinen flogen auseinander, und vor den Blicken der entzückten Zuschauer zeigte sich das Bild. Jupiter saß mit einem Bade-



hemd angethan auf einem großen Lehnstuhl, in der Hand eine Handvoll trockener, brauner Binsen haltend, welche künstlich nach allen Richtungen geknickt, die Blitze vorstellten. Zu seinen Füßen hockte statt des Adlers mit der kläglichsten Miene von der Welt Kathrin's stolzer gelber Hahn, dem man ein Häufchen Gerstenkörner vorgeschüttet hatte, um ihn still auf dem Fleck zu erhalten. Zu demselben Zweck hielt auch Juno den einen Fuß fest auf seinen Schwanz gedrückt. Juno war in ein weißes Laken gekleidet, das mit einem rothen Band malerisch geschürzt worden war, und sah mit ihrem rosigen weichen Kindergezicht zwischen den lang herabfallenden blonden Haaren nach allem eher aus,

als nach der strengen Herrin des Olymp. Jupiter bemühte sich wenigstens ein außerordentlich finsternes Gesicht zu machen, aber Juno, die konnte beim besten Willen nicht gebieterisch dreinschauen. Sie saß nur unbeweglich da, bis der Hahn plötzlich mit einem kräftigen Ruck seinen Schwanz befreite und laut schreiend auf Rathrin zustolzte. Da war es um den Ernst der Zuschauer und Darsteller geschehen. Das Bild löste sich unter allgemeiner Heiterkeit auf.

Dann gab es eine kleine Pause, und darauf verkündigte Wilma: „Ceres, die Göttin der Feldfrüchte.“

Da stand nun Hannchen in wunderlichem Putz vor den fröhlich dreinblickenden Zuschauern. Als Gewandung diente Tante Villi's schwarzwollener Bademantel, der um die Hüften des kleinen Mädchens zierlich aufgenommen und am Rande rund herum mit kleinen Büscheln rother Burkanen*) und weißer Petersilie verziert war. In einer Hand trug die Göttin fünf oder sechs hohe Aehren, in der andern ein Körbchen mit Kartoffeln, Sellerie und Erbsenschoten. Es war ein ganzer Gemüsegarten auf der Bühne, aber das Bild sah so freundlich aus, daß die Zuschauer von ganzem Herzen Beifall klatschten und der Vorhang fiel.

Als er sich wieder hob, hieß es:

„Der Apoll von Belvedere“,

und Wilma wurde sichtbar, den hübschen Kopf mit dem lockigen Haar in trotzig herausfordernder Haltung zurückgeworfen, in der Hand den aus einem Wachholderzweig geformten Bogen, eine rothe Bettdecke als Mantel um die Schultern geschlungen und zum Zeichen ihrer Männlichkeit mit Alla gehörigen, enganliegenden, weißen Kniehöschen und einer kurzen, schwarzen Sammetjacke bekleidet. Diese Tracht wirkte auf die erwachsenen Zuschauerinnen so unwiderstehlich komisch, daß sie vor Lachen vergehen zu müssen meinten. Nun ist aber bekanntlich Apoll ein leicht erzürnter Gott, und seine kleine Stellvertreterin hatte in diesem Punkt recht auffallende Aehnlichkeit mit ihm. Zornig flammten ihre Augen auf, mit einem Sprung setzte sie über die Dichtereinfassung der Bühne hinweg und stand in ihrem göttlichen Costüm plötzlich mitten unter dem überraschten Publikum:

„Warum lacht Ihr?“ fragte sie herrisch, und nur mit Mühe war sie zu überreden, daß dieses Lachen keine Beleidigung für sie bedeute. Ihre Mutter und ihre Tante, sowie die Großmama mußten zuletzt

*) Carotten.

feierlich erklären, daß sie die lebenden Bilder sehr hübsch und sehr gelungen gefunden hätten. Damit gab sich Wilma denn zufrieden und ersuchte ihre Gäste, sich in zehn Minuten auf der Schneekoppe einzufinden, wo das Fest seinen Fortgang haben würde.

In höchster Eile schlüpfen darauf die kleinen Mädchen in ihre Kleider und eilten mit ihrem Vorrathskorb auf die Düne. Dort waren bereits die Knaben versammelt, die eigentlich mit den Mädchen schmollten wegen Ausschließung bei dem ersten Theil des Festes, aber in Erwartung von etwas Eßbarem sich doch dazu entschlossen hatten, die Gesellschaft durch ihr Erscheinen zu beglücken.

Nun wurde rasch der Tisch gedeckt, und als die erwachsenen Gäste erschienen, konnten sie nicht umhin, die zierliche Ordnung des Festmahls zu loben. Zwischen grünen Blättern und einem Kranz von blauen Glockenblumen lachten die rothen Beeren und die süßen Kuchen gar einladend hervor. Auch die Knaben vergaßen ihren Groll und thaten der Bewirthung alle Ehre an. Tante Lilli aber machte harmlos die Bemerkung:

„Die Erdbeeren sind merkwürdig sandig.“

„Ja,“ meinte Carl dazu, „sie knirschen ordentlich zwischen den Zähnen.“

Hannchen wurde dunkelroth, aber Wilma⁸ sagte schnell gefaßt: „Edde sagt: „Sand ist sehr gut für den Magen, und er schmeckt auch gar nicht schlecht.“

Mit dieser Versicherung gaben sich die anderen zufrieden, und die Festfeier verlief in ungetrübter Heiterkeit und hinterließ bei allen Theilnehmern einen freundlichen Eindruck.

Es wurde in der schönen Strandzeit aber noch ein anderes Fest gefeiert, ohne die Zuthat von lebenden Bildern und Sand zu den Erdbeeren. Mitte Juli war nämlich des Vaters Geburtstag, und dazu öffnete das gastfreie Haus seine Thore weit allen Freunden und Bekannten. Von nah und fern aus allen Strandorten am Rigaschen Meerbusen und selbst aus der Stadt kamen sie herbei, um sich des Tages zu freuen und dem treu bewährten Freund ihre Glückwünsche zu bringen.

Am Abend vorher schon herrschte reges Leben und Treiben im Hause. Da wurden die Betten gerüstet für die städtischen Gäste, da kamen die Frauen und jungen Mädchen der benachbarten Häuser herüber und halfen bei den Wirthschaftsvorbereitungen. Sie saßen auf der Veranda an langer Tafel und machten große Schüsseln voll

rother Krebse rein, während die Kinder, zu ihren Füßen auf den Treppenstufen kauend, mächtige Körbe voll junger Erbsen aushülften. Da duftete es nach frischem Kringel und Kuchen, nach Blumen, Blättern und Reisern, die, zum Schmuck des Hauses bestimmt, zu langen Gewinden geflochten wurden.

Nun waren heute die Vorbereitungen alle beendet, und man beschloß noch einen Spaziergang am Meer zu machen, um sich von des Tages Last und Hitze in der abendlichen Kühle zu erholen. Auf dem Rückwege begegnete den Spaziergängern ein Fischer, der in zwei gefüllten Körben die Beute seiner Neze zum Verkauf trug. Das Beste, was er gefangen hatte, wies er anpreisend der Mutter vor. Es war das eine Steinbutte von außerordentlicher Größe, und da der Papa eine besondere Vorliebe für diesen Fisch hatte, wurde er rasch erhandelt, und die Kinder drängten sich hinzu, ihn in Empfang zu nehmen und nach Hause zu tragen.

„Bitte, Mama, schenk mir den Fisch,“ bat Alla. „Ich habe gar kein Geschenk für Papa, und wenn die Butte mir gehört, kann ich sie morgen Papa schenken.“

„Nun gut,“ sagte die Mama, aber dann darfst Du es nicht schon heute ausplaudern, was wir gekauft haben. Wirst Du schweigen können bis morgen?“

„O, gewiß, gewiß,“ versicherte der Kleine, „ich werde Papa gar nichts erzählen. Ich werde ihm den Fisch auch nicht zeigen. Ganz heimlich bring’ ich ihn in den Eiskeller.“

Als man sich dem Hause näherte, da kam aber leider der Papa den Spaziergängern entgegen, und Alla wußte nun gar nicht, wie er sein Geheimniß wahren sollte. Erst versuchte er sich und seinen Korb hinter die Mama und Tante Lilli zu verbergen, als aber der Papa ahnungslos seiner Frau den Arm bot, um sie beim Uebersteigen der Düne zu stützen, da fand Alla Tante Lilli’s schlanke Gestalt nicht genügend zu seiner Deckung und suchte sein Heil in schleuniger Flucht hinter die Wachholderbüsche. Natürlich zog er dadurch des Vaters Aufmerksamkeit auf sich, und es bedurfte des Eingreifens der Mama, um eine sofortige Entdeckung des großen Geheimnisses zu verhüten.

Alla suchte sich nun den unwegsamsten Pfad über die Düne und gelangte endlich glücklich nach einer gefährlichen Rutschpartie über glatte Tannennadeln und nachgebenden Sand mit seinem Fisch beim Eiskeller an. Kaum aber hatte er sich des Korbes entledigt, als er

hochroth vor freudiger Erregung über das Gelingen seiner Flucht vor dem Papa erschien und die Frage an ihn richtete:

„Du hast doch das Geburtstagsgeschenk nicht gesehen, Papa, was ich für Dich nach Hause gebracht habe?“

„Nein, mein Sohn,“ antwortete der Vater lächelnd, „ich habe nichts gesehen. Was war es denn?“

„Es war etwas Lebendiges, aber was es ist, darf ich nicht sagen. Rath' einmal!“

„Etwas Lebendiges? Was das sein soll, kann ich mir aber wirklich nicht denken.“

„Eine große Steinbutte war es, so groß!“ pläzte Alla heraus und hielt seine Hände wohl eine Elle weit auseinander, um die Größe des Prachtfisches anzugeben. Im selben Augenblick aber fiel ihm ein, daß er ja die Ueberraschung ausgeplaudert habe, und er wollte nun seine Uebereilung um jeden Preis gut machen.

„Ach nein, ach nein,“ rief er ängstlich, „es war keine Steinbutte, es war ganz was anderes, es war ein — ein — ein Ochs!“

Ueber diese gelungene Nothlüge geriethen der Papa und die ganze übrige Gesellschaft in die heiterste Laune. Alla aber schlich sich tief beschämt davon und brachte es nur mit Mühe über sich, beim Theetisch zu erscheinen.

Der große Fisch beschäftigte aber auch die anderen Kinder sehr lebhaft, und sie zogen alle nach dem Abendessen in den Keller, um ihn nochmals zu bewundern und seine genaue Größe festzustellen.

Dabei warf Hannchen die Frage auf:

„Warum haben die Fische keine Füße?“

„Weil sie im Wasser keine Füße nöthig haben,“ erklärte Alla.

„Aber es muß sehr langweilig sein, immer im Wasser zu bleiben, und nicht auf das Land gehen zu können,“ meinte Hannchen und sah die Butte mittheilig an. „Glaubst Du nicht, daß die Fische manchmal aus dem Wasser herauskommen möchten?“

„Das weiß ich nicht, aber der liebe Gott hat sie nun einmal so gemacht, daß sie im Wasser leben müssen,“ antwortete Alla und hielt damit die Sache für erledigt. Hannchen aber konnte den Gedanken an die armen Fische ohne Füße nicht aus dem Kopf bekommen, und als ihr die Mutter „Gute Nacht“ sagte, fragte sie plötzlich:

„Nicht wahr, Mama, Du und Tante Lilli, ihr wolltet Sonntag nach Dubbeln zur Kirche fahren?“

„Ja, das wollten wir wohl.“

„Nun, dann bitt' den lieben Gott recht sehr, daß er den Fischen Füße macht. Aber vergiß es auch nicht, Mama, denk' daran, wenn Du in der Kirche bist,“ und damit schlief das kleine Mädchen ruhigen Herzens ein.

Früh am nächsten Morgen erweckte die Kinder der dumpfe Ton von Johann's Hammer, mit dem er die Nägel einschlug, an welchen die Kränze und Gewinde befestigt werden sollten. Und als sich dann die Hausgenossenschaft um den Kaffeetisch versammelte, da prangten die Säulen der Veranda, die Thüren und Fenster alle im Schmuck des grünen Laubes, aus dem rothe und gelbe Georginen und andere Blumen hell hervorleuchteten.

Auch der große Kringel und die Geschenke auf dem Tisch im Wohnzimmer, alles war mit Blumen und Grün umgeben, und freundlich lächelnden Auges schaute der Vater darauf hin.

Geschäftig regten sich alle Hände von früh an im Hause, denn es gab noch mancherlei zu rüsten zum Empfang der Gäste, die sich an diesem Festtage gegen Mittag einzufinden begannen. Alt und jung, Männer und Frauen, wohl hundert Personen strömten da zusammen. Lange Tafeln waren im Wohnzimmer und auf der Veranda gedeckt, und vorn vor dem Hause unter der großen Kiefer, da standen grüne Gartenbänke um einen Tisch für die Musikanten, welche heute nicht fehlen durften.

Ernste und heitere Reden wurden beim Mahl gehalten, in Versen und in Prosa ließ man das Geburtstagskind leben, und mit fröhlichem Tusch fielen die Musikanten in das schallende Hoch der Festgenossen ein.

Als aber das Frühstück beendet war, da ordneten sich die Gäste zu einem langen Zug, und eine würdevolle Polonaise bewegte sich durch den Park. Da schloß sich Niemand aus, alte Herren und alte Damen mußten diesen Tanz mitmachen. Gelangte aber an die Spitze der Paare einmal ein übermüthiger junger Herr, so wurde manch bunte Tour eingeflochten und den alten Tanten mit rauschenden Seidenkleidern und flatternden Haubenbändern und den alten graubärtigen Onkeln wurden wohl starke Zumuthungen gemacht. Sie mußten auf die Düne steigen oder auf die Landstraße hinauswandern und ihre vor langen Jahren in der Tanzstunde erlernten steifen Knixe und Complimente mit der Jugend um die Wette machen. Nach der Polonaise aber

wurde ihnen erlaubt, sich auf der Veranda friedlich nieder zu lassen, entweder beim Glase Wein oder bei der Kaffeetasse. Da konnten sie plaudern und zuschauen, wie die Jugend sich im Tanze drehete. Erst wenn die Sonne sich zum Untergang neigte, gingen die Gäste auseinander. Die Hausgenossen aber zogen hinab ans Meer und saßen dort in freundlichen Gesprächen bis die Sterne heraufzogen.

Während Niemand ihrer achtete, hatten die Knaben geheimnißvoll Holz und dürres Reisig zusammen getragen und einen Scheiterhaufen errichtet. Jetzt zündeten sie ihn plötzlich an, und eine helle Lohe stieg zum nächtlichen Himmel empor, mit ihrem Schein den dunklen Wald auf der Düne und die schlummernde See weithin überstrahlend. Es war ein prächtiger Anblick und wohl geeignet, den Abschluß eines schönen Tages zu bilden.



17. Capitel.

Der erste Ball.



ittlerweile waren die Kinder älter geworden. Carl trug ein Jacquet und besuchte die öffentliche Schule. Er und Illa, Hella und Carl Schulz hatten gemeinsam Tanzstunden gehabt und zum Schluß derselben veranstaltete die Mama den ersten Ball für die Kinder.

Das war ein Ereigniß! Tage lang hatte Carl den Kopf voll davon, denn er fühlte sich als Gastgeber und Vortänzer unter schwerer Verantwortlichkeit. Und dann war Illa so „eigensinnig“ und so „unvernünftig“ und wollte durchaus ihre Freundinnen und Altersgenossinnen, „lauter kleine Marjellen“,

eingeladen sehen, während es doch klar am Tage lag, daß sich „die Herren“ viel besser mit etwas älteren „Damen“ amüsiren würden. Zu jeder Stunde des Tages gab es zwischen den Geschwistern Erörterungen über diesen strittigen Punkt.

„Aber Gustchen Klein muß eingeladen werden,“ sagte Carl gebieterisch.

„Warum muß sie?“ erwiderte Illa.

„Weil sie uns gegenüber wohnt, und ich ihren Bruder sehr gut kenne.“

„So lade den Bruder ein.“

„Der tanzt aber nicht.“

„Und ich kenne Dein Gustchen so gut wie gar nicht, sie ist ja wenigstens zwei Jahre älter als ich.“

„Aber sie ist solch ein fixes Mädchen, und mit ihr kann man sich doch unterhalten, mit Deinen Freundinnen weiß man ja nie, was man reden soll, sie sind alle so steif und stockig und kommen über „Ja“ und „Nein“ nicht heraus!“

„Freilich, um Dir zu gefallen muß man Unsinn schwätzen können,“ rief Illa, durch dies harte Urtheil über ihre Freundinnen empört. „Ich möchte wissen, wozu man beim Tanzen zu sprechen nöthig hat! Wenn man mit einander tanzt, so ist das ganz genug, und zum Reden fehlt einem ja der Athem.“

„Aber die Großen unterhalten sich immer beim Tanzen, ich habe das bei Ostermann's gesehen, als dort der Ball für August's Schwestern war. Und mit wem soll ich denn die Anglaise*) tanzen, wenn Du Gustchen Klein nicht einladen willst? Hast Du nur einen vernünftigen Grund dazu, sie nicht bitten zu wollen?“

„Einen Grund habe ich nicht, aber ich will nicht. Wenn ich Gründe hätte, brauchte ich ja nicht zu wollen. Kümmere Du Dich um die Jungen und bitte, wen Du willst, aber die Mädchen sind meine Sache, und da hast Du nichts dreinzureden. Mama hat gesagt: Du sollst zehn Knaben aufschreiben, und ich zehn Mädchen, und dann sollen wir ihr die Liste zeigen. Bist Du mit Deiner Liste fertig?“

„Nein, ich habe noch nicht daran gedacht, aber das ist ja rasch gemacht,“ und damit holte sich Carl ein Stück Papier und fing an zu schreiben:

1. Carl Schulz.
2. Emil Middelskamp.
3. August Ostermann.
4. Willi.
5. Sascha —

„Sascha?“ fragte Illa etwas verwundert, „wirst Du den auch einladen, ist Dir der nicht zu klein?“

„Groß ist er wohl nicht,“ meinte Carl, „aber er ist ein nettes

*) Cotillon.

Kerlchen, und sein falsches Deutsch ist so komisch; die andern lachen alle über ihn. Er kann mit Hannchen tanzen, für die ist er lang genug, und die gefällt ihm ja auch besonders.“

Sascha war ein kleiner Russe, der erst vor Kurzem mit seinen Eltern nach Mitau gezogen war und noch recht mangelhaftes Deutsch sprach. Trotzdem hatte er sich an den etwas älteren Carl und dessen Schwestern freundschaftlich angeschlossen, und da er ein harmlos fröhliches und wohlgezogenes Kind war, hatte man ihn allgemein gern, und die Mama erhob keinen Einspruch dagegen, daß er auch zum Ball gebeten würde.

„Wirst Du nicht Otto Braun auch bitten?“ fragte Illa darauf.

„Otto Braun?“ wiederholte Carl verächtlich, „das fällt mir gar nicht ein, mit der Zierpuppe will ich nichts zu thun haben. Otto Braun, dem sieht man es ja auf fünf Schritt an, daß er von einer alten Tante erzogen wird. Er hat immer reine steife Kragen, immer eine gerade sitzende Cravatte, immer ein Stöckchen zwischen zwei Fingern! Jedes Mal wenn ich ihn so sehe, habe ich Lust ihm einen Puff zu versetzen. Der ist in seinem Leben nicht auf einen Baum geklettert oder hat sich je mit einem andern gebalgt. Ich habe wirklich niemals einen Fleck oder einen Riß in seinen Kleidern gesehen. Das ist gar kein ordentlicher Mensch! Wenn Du den haben willst, dann launst Du ihn getrost als Mädchen einladen.“

Illa hatte unterdessen die Namen ihrer Freundinnen aufgeschrieben, und kaum war sie damit fertig, so hatte sich auch schon der Bruder des Papiers bemächtigt und las, was darauf stand. Ein Ausruf höchster Entrüstung war die Folge:

„Du hast Dir ja lauter Säuglinge ausgesucht, wie soll man mit denen tanzen! Da muß man sich den Rücken entzwei brechen, um sich zu diesen Püppchen herabzubiegen.“

„Ich weiß gar nicht, was Du willst,“ ereiferte sich die Schwester, „es sind alles ganz große Mädchen, ebenso lang wie ich und noch älter. Hella ist älter, und Cölestine und Hannchen Brandt und Alwine sind es auch.“

„Ja, Alwine, die ist schon jetzt eine alte Jungfer, immer so ernsthaft, gefest und vernünftig. Was soll man mit der anfangen?“

Trotz dieser störenden Zwischenreden kamen beide Kinder endlich doch mit ihren Einladungslisten zu Stande und konnten dieselben der Mama zur Prüfung vorlegen. Damit war der erste Schritt gethan und die Sache in Gang gebracht. Aber Carl's Sorgen wuchsen nun

von Tag zu Tage. Es gab so schrecklich viel zu bedenken, und er hatte solche Angst, daß nur alles tadellos fein ausfiel. Selbst die Bewirthung verursachte ihm Besorgniß, denn die Mama nahm den Ball doch gar zu leicht. Sie erkundigte sich gar nicht ernstlich genug darnach, wie es in andern Häusern bei solchen Gelegenheiten gehalten würde, und gerade daran lag Carl, daß nichts weniger und nichts schlechter sei, als bei andern.

„Mama,“ hieß es dann wohl, „bei Oftermann's auf dem großen Ball wurde vor dem Abendessen ein Imbiß aufgetragen, bekommen wir auch einen?“ Oder: „Mama, wirfst Du die Limonade herumreichen lassen? Stell' sie lieber auf einen Tisch, daß man immer trinken kann, wenn man durstig ist, das ist viel angenehmer und gefällt den Jungen viel besser.“ Oder: „Wir werden doch sitzend zu Abend essen, so daß man eine Dame zum Souper engagiren und zu Tisch führen kann?“ und so fort.

Der Mutter riß endlich die Geduld, und sie sagte halb ärgerlich, halb lachend: „Ich weiß nicht, was in den Jungen gefahren ist! Es fehlt nicht viel, so verlangt er Punsch und Cigarren für die „Herren“. Wenn Du mich mit Deinen Dummheiten nicht in Ruhe lässest, so gebe ich die ganze Geschichte auf.“

Dahin wollte Carl es nicht kommen lassen, und so verhielt er sich von nun an der Mutter gegenüber still. Dafür hatten aber die Schwestern und Fräulein Bertha umsomehr von seinen Ansprüchen zu leiden.

„Ihr habt doch für Blumensträuße und Orden zur Anglaise gesorgt?“ hieß es nun.

„Ja,“ sagte Illa, „sieh, ich habe schon ein paar Sträußchen fertig gemacht,“ und sie wies ihm ein ganz zierliches Gewinde von künstlichen Blumen vor. Aber statt des erwarteten Lobes erntete sie nur Spott von seiner Seite:

„Was, solche Sträuße hältst Du für möglich? Die Blumen hat ja Mama auf ihrem Sommerhut getragen, die kann ich doch keiner Dame anbieten, das wäre ja ein Scandal! Wenn Du nicht neue Blumen hast, so muß man Immortellen vom Gärtner kaufen. Das geht an, aber mit diesen Dingen da darfst Du uns nicht blamiren.“

Illa erklärte, kein Geld zu neuen Blumen oder Immortellen zu haben, aber Carl schaffte Rath. Er wandte sich an die Großmama und erhielt auf sein inständiges Bitten schließlich so viel als zu Moos und Immortellen erforderlich war. Daraus verfertigte dann Fräulein

Bertha sehr niedliche Sträußchen, und Carl erklärte sich damit zufrieden. Ebenso gelang es Illa endlich, seine Anerkennung zu erringen, als sie ihm die Orden und Schleifen für die Herren vorweisen konnte. Sie hatten ihr viel Mühe und Arbeit gemacht, aber dafür sahen sie nun, da sie auf einem dunklen Sammetkissen festgesteckt waren, auch sehr schön aus.

Carl und Carl Schulz waren mittlerweile auch nicht müßig gewesen. Sie hatten gemeinsam eine stattliche Reihe von bunten Tancouturen aufgeschrieben, welche alle in der Anglaise zur Ausführung kommen sollten und eine Menge der verschiedenartigsten Gegenstände dazu erforderten. Bald verlangte Carl eine Schürze, bald eine Laterne, dann eine Nähnael und Faden, dann einen Regenschirm oder ein Spiel Karten u. s. w. Zuletzt fragte er Jeden im Hause um einige „sehr hübsche“ vierzeilige Verse, womöglich komischen oder sehr schwungvollen Inhalts. Die wurden dann in zwei Hälften zerrissen auf Zettel geschrieben und sollten ebenfalls in der Anglaise ihre Anwendung finden.

So rückte der große Tag immer näher heran, die Einladungen waren gemacht und mit Dank angenommen worden, die Mama hatte Kuchen und Zuckerplätzchen in Menge gebacken, und Illa's weißes Kleid hing fertig zum Anziehen bereit. Da kam am Vorabend des Festes eine Abgabe von Alwine und ihrem Bruder, weil eins der Geschwister am Scharlach erkrankt war. Das war traurig, aber Carl erwuchs daraus eine große Genugthuung. Es gelang seinen Bitten nun endlich doch, daß Gustchen Klein an Alwinens Stelle eingeladen wurde. Jetzt war er im siebenten Himmel vor Vergnügen, und seine rosige Laune wurde nicht einmal dadurch getrübt, daß er auf der Mutter Geheiß auch Otto Braun aufzufordern hatte. Illa dagegen war etwas niedergeschlagen und sprach die Befürchtung aus, nun würden alle Jungen nur mit Gustchen Klein tanzen, weil sie viel größer sei als die andern, aber Hannchen tröstete sie mit der zutreffenden Bemerkung:

„Alle Jungen können doch nicht mit einem Mädchen tanzen, und alle sind ja nicht wie Carl, daß sie gerade eine große Tänzerin haben wollen. Carl Schulz wird mit Dir tanzen und Sascha mit mir, so laß Carl mit Gustchen tanzen.“

Die Mutter hatte bestimmt, daß sich die Gesellschaft um fünf Uhr versammeln solle, und es war daher kaum zu Mittag gespeist, als Carl schon förmliches Ballfieber bekam. Von quälender Ungebuld

befessen, ließ er Niemand mehr in Ruhe: „Zieht Euch bei Zeiten an,“ ermahnte er die Schwestern. „Sind die Lichte in den Kronleuchter gesteckt und die überflüssigen Tische aus dem Saal entfernt?“ erkundigte er sich bei dem Diener. „Wo hast Du meine neue Cravatte gelassen?“ fragte er die Mutter u. s. w.

Endlich verschwand er für kurze Zeit, um sich schön zu machen, erschien aber unerwarteter Weise alle fünf Minuten plötzlich wieder, jedes Mal wenn sein Ballstaat auf einer anderen Stufe der Entwicklung angelangt war. Zuerst trat er in Strümpfen auf und rief nach Johann:

„Meine Stiefel sind ja gar nicht blank, man sieht es ihnen kaum an, daß sie gewischt sind,“ und da Johann eben auf einer Leiter steht und die Lichte in den Kronleuchter einsetzt, so macht sich die junge Herr eigenhändig daran, vermitteltst des allerkräftigsten Bürstens seinen Stiefeln den gewünschten höchsten Glanz zu geben.

Dann taucht er wieder im Schlafzimmer unter, aber es währt nicht lange, so ist er von Neuem da, diesmal nach der Mama begehrend: „Mama, ich bitte Dich, nähe mir doch rasch den Manschettenknopf an, er sprang ab, als ich das Hemd anzog.“

Der Knopf wird angenäht, und Carl fährt in seiner Toilette fort, erscheint aber nach zwei Minuten noch in Hemdärmeln wieder im Wohnzimmer, mit Kamm und Bürste bewaffnet, um sich vor dem größten Spiegel des Hauses die Haare zu ordnen, was bei der Fülle und Widerspenstigkeit derselben unendlich viel Zeit und Mühe kostet und erst zur Zufriedenheit gelingt, als Fräulein Bertha's geschickte Hand den Scheitel kunstgerecht gezogen hat.

Nun kommt aber noch die große Cravattenfrage an die Reihe. Mit einer blauen und einer braunen läuft Carl von Einem zum Andern und fragt jeden, welche wohl hübscher sei: „die blaue ist eleganter, nicht wahr, Großmama? aber die braune paßt besser zur Weste; was meinst Du, soll ich die braune umlegen, obgleich sie einfacher ist?“

„Einfach, aber geschmackvoll, sagte der Teufel, als er sich den Schwanz erbsengrün angemalt hatte,“ entgegnet die Großmutter mit unerschütterlichem Ernst, „hast Du nicht eine erbsengrüne Cravatte?“

Carl ist etwas gekränkt über diese Antwort und geht der Großmama für die nächste Zeit aus dem Wege. Er will aber noch die Meinung der Schwestern in Betreff dieser wichtigen Frage einholen und stürmt daher mit beiden Cravatten in der Hand in das Schlaf-

zimmer der kleinen Mädchen. Die haben eben begonnen sich umzukleiden und sind empört über die Dreistigkeit des Bruders, sie wegen einer solchen „Lappalie“ in Unterrock und Nachjacke zu überfallen. Sie verlangen einstimmig, er solle sich augenblicklich entfernen, und Carl muß unverrichteter Sache den Rückzug antreten. Er verhandelt aber noch durch eine Spalte an der Thür mit Illa:

„Giebst Du mir Deine kleine goldene Nadel, dann nehme ich die braune Cravatte.“

„Ja, ja, ich gebe Dir die Nadel, mach nur, daß Du fortkommst!“

Nun ist Carl endlich beim Rock angelangt und steht wieder vor dem Spiegel, den Gesamteindruck seiner Persönlichkeit mit prüfenden Blicken musternd.

„Johann, rasch noch etwas den Kragen abbürsten, da liegt ja fingerdicker Staub darauf.“

Johann meint, er könne kaum ein Körnchen Staub erblicken, aber er putzt doch unverdrossen an dem Rock herum und erklärt endlich mit befriedigtem Lächeln:

„Na, Jungherr, nun sind Sie aber fein, alle Fräuleins werden sich in Ihnen verlieben.“

Carl erröthet etwas, ist aber im Grunde seines Herzens nicht unempfindlich gegen Johann's Anerkennung.

Nun erscheinen auch Illa und Hannchen in weißen Kleidern. Sie haben sehr viel weniger Zeit nöthig gehabt um sich zu schmücken, als der Bruder, und sind überhaupt viel kühler bei der ganzen Angelegenheit. Wenn sie älter werden, wird es sich vielleicht anders verhalten.

Carl mustert die Schwestern mit Kennermiene: „Die Kleider sind ganz nett,“ meint er, „aber Ihr hättet doch so ein paar rosa oder blaue Schleifen hier und da anstecken können, oder habt Ihr nicht breite Gürtel von Seidenband, das macht sich sehr hübsch. Bei Ostermann's hatten viele Damen solche bunte Schärpen.“ Und er wendet sich an die Mama mit der Frage, ob sie Hannchen und Illa nicht noch mit Gürtelschleifen versehen könnte, muß sich aber mit dem Bescheid begnügen, daß dieselben weder nothwendig noch vorhanden wären.

Endlich kommen die Gäste einer nach dem andern, und es wird Kaffee getrunken. An einer Seite der langen Tafel drücken sich die kleinen Mädchen verlegen möglichst nah zusammen und flüstern nur hin und wieder ein Wort mit einander, auf der andern Seite sitzen stumm die Knaben und trinken ihre Tassen so schnell, wie es nur

angehen will, leer. Dann steht man hurtig auf, und Herren und Damen halten sich, so weit sie können, von einander entfernt. Nur Carl Schulz wagt es einmal, sich dem Mädchenknäuel zu nähern und Illa etwas bei Seite zu ziehen.

„Darf ich um die Anglaise bitten?“ fragt er mit förmlicher Verbeugung.

„Ja, ja, kannst Du haben,“ lautet die formlose, unbefangene Antwort, die ihm Illa erteilt, aber da fällt ihr Blick auf Gustchen Klein's lächelndes Gesicht, und der Gedanke schießt ihr durch den Kopf, daß man wohl im Ballsaal sich nicht wie beim wilden Spiel im Garten ausdrücken dürfe. Erröthend macht sie plötzlich einen Knix und sagt feierlich: „Ich danke.“

Nun setzt sich Fräulein Bertha ans Clavier und spielt einen Walzer, und der Tanz beginnt. Erst drehen sich nur zwei oder drei Paare zu gleicher Zeit, aber allmählich wird man warm und wirbelt vergnügter und vergnügter durcheinander.

Die meisten Knaben und Mädchen waren von Kindheit auf miteinander bekannt, nur Gustchen Klein war einzelnen der jungen Herren fremd, und sie verlangten plötzlich von Carl, vorgestellt zu werden. Carl war auch gleich bereit dazu, obgleich er nicht recht wußte, wie es regelrecht zu machen sei. Er führte aber tapfer August Ostermann zu Fräulein Gustchen hin und wollte ihn als seinen Kameraden vorstellen. Im Augenblick aber, wo er das Wort „Kamerad“ auf der Zunge hatte, verdrehte es sich ihm im Munde, und:

„Mein Compagnon August Ostermann,“ stellte er zu allgemeiner Heiterkeit der Nachbarschaft vor.

Noch lange hinterher mußte er sich deswegen Neckereien gefallen lassen. Die Einen wünschten ihm Glück dazu, daß er in dem angesehenen Bankhause Ostermann als Compagnon aufgenommen, und die Andern fragten, welche Geschäfte er und August nun en compagnie zu betreiben gedächten u. s. f.

Hannchen tanzte, wie sie vorher gesagt hatte, hauptsächlich mit Sascha, der tief befriedigt und still vergnügt sich unermüdlich mit ihr in die Runde drehte. Sie paßten nach Alter und Größe vortrefflich zu einander, und Sascha fand das auch. Hannchen hatte ihm immer sehr gefallen, aber heute erschien sie ihm in ihrem weißen Kleidchen gar zu niedlich, er mußte es ihr einmal sagen, er konnte nur nicht die richtigen Worte für seine Gefühle finden, und so kam es, daß er endlich mit dem merkwürdigen Satz herausrückte:

„Hannchen, Sie sind ein Schaf!“

Das kam dem kleinen Mädchen unerwartet, entrüstet riß es sich von seinem groben Tänzer los und floh vor Schmerz und Empörung glühend in eins der Nebenzimmer, wo es sich in der dunkelsten Ecke zusammenkauerte und bitterlich zu weinen begann. Auf dem Ball geschimpft zu werden, das war doch gar zu arg, und obendrein von Sascha — wer hätte so etwas von Sascha gedacht! Und Hannchen schluchzte laut auf vor bitterem Weh.

Da kam die Mama in die Stube und sah mit Staunen und Schreck ihr Töchterchen in Thränen. Wäre es Illa gewesen, sie hätte sich nicht so sehr über einen solchen Schmerz oder Zornausbruch verwundert, aber Hannchen, die war für gewöhnlich so gleichmäßig ruhig und sanft, was mußte der begegnet sein, um sie so ganz aus der Fassung zu bringen? Die Mama forschte also freundlich und eifrig nach dem Grund des Kummer und brachte denn auch bald in Erfahrung, welch schwere Kränkung Sascha Hannchen zugefügt habe.

Nun suchte sie den kleinen Missethäter, um die Ursache seines ihr unverständlichen Benehmens zu erkunden. Er stand mit sehr niedergeschlagener Miene an der Thür des Ballsaals und schaute mit ängstlichen Blicken suchend nach rechts und nach links. Als ihn nun die Mama zu sich heranzog und ihn fragte, was ihm Hannchen gethan hätte, und warum er sich ein so grobes Wort gegen ein kleines Mädchen erlaubt habe, da flossen plötzlich auch seine Augen von Thränen über, und er stotterte ganz verzweifelt hervor:

„Sie war so hübsch weiß, und Schaf ist doch ein frommes Thier!“

Das also war es! Nicht eine Grobheit, sondern im Gegentheil eine Artigkeit hatte Sascha Hannchen sagen wollen. Es gelang denn auch leicht, die beiden weinenden Kinder zu beruhigen und zu versöhnen. Hannchen lachte Sascha bald wieder freundlich an und reichte ihm die Hand, was er als eine Aufforderung zum Tanzen ansah, und so tanzten sie denn unverzagt fort und fort, den ganzen Abend hindurch mit einander.

Der Ball hatte unterdessen ungestörten Fortgang genommen, und alle Welt war seelenvergnügt. Die jungen Herren zeigten den kleinen Damen nicht mit Worten, sondern mit der That, daß sie Wohlgefallen an ihnen fanden.

Illä und Carl Schulz tanzten fast eben so oft mit einander, wie Hannchen und Sascha, und als es in der Anglaise endlich an die Sträußchen- und Ordensvertheilung kam, da dachte Illä, daß sie ihren

Orden doch dem Herrn geben müßte, der ihr am besten gefiele, und der am meisten mit ihr getanzt hätte. Das war unstreitig Carl Schulz. Es war nun wohl zufällig ihr eigener Tänzer, aber das that ja nichts. Nachdem sie mit einander in die Runde getanzt hatten, holte sich Illa den schönsten Orden, den sie sich schon früher zu dem Zweck ausersuchen hatte, und heftete ihn Carl Schulz an die Brust. Der war wohl etwas erstaunt über diese Abweichung von der Regel, aber auch sehr geschmeichelt dadurch, und kurz entschlossen reichte er nun auch seinerseits der eigenen Tänzerin seinen Strauß. Darauf kehrte das Paar sehr befriedigt zu seinem Sitz zurück.

Carl entfaltete an diesem Abend die ganze Größe seiner Liebenswürdigkeit nur Gustchen Klein gegenüber. Mit ihr tanzte er den längsten Tanz, und sie führte er zu Tisch, und ihr gegenüber gab er sich die erdenklichste Mühe, eine regelrechte Unterhaltung zu führen. Was dabei herauskam, war freilich fraglicher Natur. Man gerieth vom Hundertsten ins Tausendste. Carl bekundete seinen Haß gegen Mäuse, und Gustchen erklärte dagegen, sie liebe die Mäuse sehr, es wären „reizende“ Geschöpfe.

„Dann lieben Sie am Ende auch die Ratten?“ fragte Carl.

„Ratten, nein, die finde ich schrecklich!“

„Aber Ratten sind doch eigentlich nichts anderes als große Mäuse, und wenn Sie eine kleine Maus sehr lieben, müssen Sie eine große Ratte furchtbar lieben. Das wäre wenigstens consequent,“ sagte Carl und that sich in seinem Sinn auf das letzte Wort viel zu Gute.

Gustchen lachte, aber Illa, welche dies Gespräch unbemerkt mit angehört hatte, konnte sich nicht enthalten, dem Bruder später unter vier Augen darüber eine Bemerkung zu machen:

„Ich begreife nicht, wie Du Deine Dame mit solchen Albernheiten unterhalten kannst,“ sagte sie.

„Hast Du denn immer nur Geistreiches mit Carl Schulz gesprochen?“ fragte er entgegen. „Ihr machtet freilich so ernsthafte Gesichter, als ob Ihr über Philosophie sprächet. Schade, daß man Eure Unterhaltung nicht gedruckt zu lesen bekommen kann. Auf jeder Seite müßten wenigstens zwanzig Gedankenstriche stehen, um das Stillschweigen anzudeuten, das immer dazwischen eintrat.“

Illa wurde etwas empfindlich und antwortete von oben herab: „Ja, wenn wir nichts Vernünftiges zu reden wußten, schwiegen wir lieber still, wenn wir aber sprachen, war es immer — immer klug und wichtig!“

Wie sie gerade auf diese beiden Worte gekommen war, wußte sie selbst nicht, und Carl sah sie auch etwas verblüfft darüber an, fand aber nicht die Zeit, sich gegen den darin enthaltenen Vorwurf zu verwahren, denn Illa tanzte mit Emil Middelkamp vergnügt davon.

Im Fluge waren die Stunden vergangen, und endlich war es Zeit zum Aufbruch. Der Papa setzte sich ans Clavier und spielte zum Rehraus: „als der Großvater die Großmutter nahm“. Die Tänzer und Tänzerinnen zogen in langer Reihe paarweise um den Saal, machten sich eine Verbeugung und einen Knig und gingen mit der Versicherung auseinander, es sei himmlisch gewesen.

„Und wie hast Du Dich denn amüsirt?“ fragte Carl Schulz im Fortgehen noch Otto Braun, der sich den ganzen Abend über sehr gesetzt und würdig benommen hatte.

Die Antwort lautete: „O, es war sehr schön, ich hatte die hübscheste Cravatte und die blanksten Stiefel.“



Verlag von C. I. Karow in Dorp

Märchen

von

Lilly Baronin von Vietinghoff.

Preis broschirt 2 M 80 S., elegant gebunden 4 M.



Neue Märchen

von

Lilly Baronin von Vietinghoff.

Preis broschirt 2 M 80 S., elegant gebunden 4 M.

